1. HEFT. 1. JANUAR. 1909

Kriegstrompeten.

Von

* * *

Die österreichisch-ungarischen Patrouillen haben im Schnee der bosnischen Berge eine phantastische Neujahrsnacht verlebt. Stundenlang ein zielloses Streifen durch die wunderbare Wildnis. Plötzlich ein Schuß aus dem Hinterhalt. Eine serbische Kugel pfeift dicht am Tschako des Führers vorbei. Ringsum kein Feind zu erspähen. So geht das nun schon seit langen Wochen. Es ist der Anfang eines richtigen Operettenkriegs. Dennoch lassen die Hornsignale im Tal der Drina ganz Europa erschauern.

Was bereitet sich dort unten vor? Soll wirklich die schellenlaute Serbenfarce am Ende noch in furchtbaren Ernst umschlagen? Soll vor den Felsentoren des Orients ein Brand entzündet werden, bestimmt, den ganzen Kontinent zu überflammen? Nicht wenige haben in letzter Zeit diese Frage bejaht und die Engländer offen der Brandstiftung geziehen. Im Frühjahr werde ein allgemeiner Hexensabbat beginnen, dem King Edward mit Schmunzeln zuzuschauen gedenke.

Die Feiertage waren voll von Krieg und Kriegsgeschrei. In den Zeitungen übertönte das Säbelgerassel beinah die unentbehrliche Silvestersalbaderei. Und ist die Kriegsphantasie einmal entkettet, dann vergißt sie gern aller Hemmungen und bezecht sich an den schaurigsten Bildern. Schon sieht sie Österreichs Truppen im Verzweiflungskampf mit Serbien, Montenegro und Italien bluten. Die englische Flotte fällt indes über die

deutsche her, und die deutsche Armee muß sich gleichzeitig den anstürmenden russischen und französischen Heeresmassen entgegenwerfen. Die Lust am Erdichten spannender Kriegsromane, die Seestern-Manie greift eben immer weiter um sich.

Gewiß, es sind sehr ungemütliche Zeiten gekommen, und unverantwortlich wäre es, die Seelen jetzt in Sorglosigkeit einzulullen. Pflicht ist es vielmehr, vor jeder möglichen Gefahr schnell zu warnen. Aber eines Volkes, das mit so gutem Erz und so gutem Gewissen gewappnet ist wie das deutsche, wäre es nicht würdig, durch maßlose Übertreibung der Fährnisse sich den besonnenen Blick trüben zu lassen. Wenn es auch offenbar ist, daß England seit langem die Gluten sehürt, um einen starken Ring gegen Deutschland zusammenzuschmieden, und daß es schon viele Große und Kleine hineingeschweißt hat, so ist es doch töricht, zu glauben, daß alle Völker Europas, nur um England ein einträgliches Vergnügen zu gönnen, ohne weiteres übereinander herfallen und einander zerfleischen werden.

Die beiden nächsten nicht geringen Gefahren, die durch Englands Mißgunst heraufbeschworen werden könnten, wären das Scheitern der österreichisch-türkischen Verhandlungen und ein Krieg zwischen Österreich und Serbien. Daran ist kein Zweifel, daß England jetzt im Orient den Haß gegen Österreich-Ungarn mit allen Dornen stachelt, um Deutschland am Leibe seines Bundesgenossen zu verwunden.

Mehr noch als der Minister des Auswärtigen Tewfik Pascha ist der greise Großwesir Kiamil Pascha ein williges Werkzeug Sir Edward Greys, und alle Schwierigkeiten, denen Baron Aehrenthal in Konstantinopel begegnet, hat er englischen Einflüsterungen zu danken. Auch der zähe und unerbittliche Boykott, der die österreichisch-ungarische Industrie seit vielen Monaten geißelt, wäre ohne die Billigung Englands so schroff nicht durchzuführen gewesen. Dennoch ist die jungtürkische Partei zu klug, um sich in ein Kriegsabenteuer mit Österreich hineinhetzen zu lassen und daheim die junge Konstitution zu gefährden.

Der Tatendrang der Serben und Montenegriner wird dagegen durch jedes aufmunternde Wort aus London bis zum Sieden erhitzt, und die vielen heimlichen Goldsendungen helfen die Rüstungen über alles Erwarten schnell ergänzen. Immerhin bleiben die südslawischen Feinde allein, dann bedarf die Großmacht Österreich-Ungarn keiner Hilfe, um mit ihnen fertig zu werden. Schweres Unheil würde sich erst begeben, wenn einer der vielen Alliierten Englands sich zu einer Einmischung verleiten ließe. Dann wäre der große europäische Krieg entfacht, von dem Bismarck prophezeit hat, er werde zuerst um den Orient entbrennen.

Aber wer von den allen, die Englands König jetzt am Gängelbande führt oder zu führen vermeint, wird dazu Lust verspüren? Am wenigsten wohl Frankreich, das sich in Marokko festgebissen hat, in der Türkei mit den Deutschen bequemer zusammengehen kann als mit den Briten, und dem die Geschichte enthüllt, was es von einem übermächtigen England zu erwarten hätte. Oder Rußland? Oder Italien? Sowohl Tittoni als auch

Iswolsky haben in ihre Eiertanzreden dunkle und zweideutige Worte eingeflochten. Mit einem seltsamen Überpathos hat Tittoni den Dreibund als eine nur dem Frieden dienstbare Allianz gepriesen. Trotzdem wird Italien jetzt keinen heißen Eifer zeigen, sich draußen in der Welt in große Affairen verstricken zu lassen, nachdem es eben erst durch das Unheil von Messina ins Mark getroffen worden ist. Obendrein weiß es nur zu gut, wie unvollkommen seine Kriegsbereitschaft ist.

Rußland braucht nach den wuchtigen mandschurischen Schlägen Zeit, um sich wieder aufzuraffen, und ehe seine Armee nicht neuen Lebensatem hat, kann es nicht daran denken, sich an den Händeln dieser Welt mit Ehren zu beteiligen. Das hat Iswolsky in seiner großen Dumarede verblümt zugegeben und der einflußreiche Schreier Purischkewitsch offen herausgesagt. Die russische Regierung täuscht sich nicht darüber welche Gefahren ihr im Innern von neuem erstünden, wenn sie in nächster Zeit das Land von Truppen entblößen müßte. Gedrängt von den Panslawisten, hat Iswolsky das Phantom eines Balkanbundes von neuem auftauchen lassen, nachdem die Magyaren und das englische Balkankomitee mit diesem schönen Plan erbärmliche Erfahrungen gemacht haben. Ein solcher Balkanbund mit türkischer Spitze würde sich — wäre er überhaupt möglich — zunächst gegen Österreich und dann gegen den deutschen Export wenden. Aber nach der strikten Absage Bulgariens ist es kaum notwendig, sich über die Ausführbarkeit dieser Idee noch lange den Kopf zu zerbrechen. Und auch das zweite Zugeständnis an die Panslawisten, die Forderung von „Vergünstigung" für Serbien und Montenegro, ist in der unbestimmten Formulierung Iswolskys nicht mehr bedenklich. Die Anerkennung der Budapester Konvention vom Jahre 1877 und der Berliner Deklaration vom Jahre 1878, in denen sich Rußland mit der definitiven Besitzergreifung der okkupierten Provinzen durch Österreich-Ungarn einverstanden erklärte und die Verweigerung eines russischen Protestes gegen die Annexion haben in Belgrad eine große und sicher sehr heilsame Bestürzung hervorgerufen.

Auch Rußland hat also jetzt wenig Neigung, sich für andere vorzuwagen. Und wenn manche schon eine Quadrupelallianz geharnischt und gespornt gegen Deutschland losmarschieren sehen und — ohne Berücksichtigung der Qualität der Truppen — mit Schrecken eine bedeutende Unterlegenheit des Zweibundes gegenüber dem Vierbund konstatieren, so sind das Erwägungen von nur akademischem Wert. Trotz der vielen Fehler, die die deutsche Diplomatie im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte begangen hat, die Ungeschicklichkeit wird man ihr doch nicht zutrauen dürfen, daß sie all die vier ungleichen Brüder zu einer großen gemeinsamen Aktion sich zusammenschließen lassen werde, zumal da jeder von ihnen jetzt genug ureigener Schmerzen hat. In den Kriegsphantasien der letzten Zeit spielt die Vorstellung eine große Rolle, als wollte England alle europäischen Völker einander niedermetzeln lassen und dann selbst über einem roten Trümmerfelde triumphieren. Als ob einem Kaufmannsvolk ein solches Ideal vorschweben könnte! Man vergißt auch in der Regel die brennenden indischen Sorgen Englands in die Rechnung zu setzen.

England hat allen Grund, seinem gefährlichsten Rivalen überall in der Welt das Leben zu erschweren. Der politische Umschwung in der Türkei hat den Todfeind der Osmanen plötzlich zum Busenfreund der jungtürkischen Gewalthaber gemacht. Von der englischen Botschaft in Konstantinopel aus wird heute das türkische Reich regiert, und so ist England imstande, dem treusten Bundesgenossen Deutschlands und dadurch uns selbst gerade an dem Punkte, wo wir bisher das Heft in Händen hatten, eine Verlegenheit nach der andern zu bereiten. Das ist angesichts, bedenkt man die in Frankreich noch immer nicht erloschenen Revanchegelüste, die Deutschfeindlichkeit des ganzen russischen Volkes und die bösen Gegensätze zwischen Italien und Österreich-Ungarn, eine sehr brenzliche Situation. Aber, wo so vieles das Hervorbrechen der lauernden Instinkte hemmt, ist kein Zwang gegeben, gleich mit der schlimmsten und unwahrscheinlichsten Häufung aller Übel das Volksgemüt zu beunruhigen und die Leidenschaften überall noch mehr aufzupeitschen. Im rechten Augenblick wird wohl auch Österreich-Ungarn, um seine imperialistischen Pläne nicht gar zu teuer zu bezahlen, noch den Fackelwurf in den Pulverturm zu hindern wissen. Drum soll die Gefahr nicht gering geachtet, aber auch nicht ins Groteske verzerrt werden. Kühle Wachsamkeit tut uns mehr Not in dieser ernsten Zeit als heißblütige Phantasie, nüchternes Abwägen aller Möglichkeiten mehr als die Freude an politischen Indianergeschichten. Und wenn jetzt aufgeregte Generale und Professoren ein wildes Trompetengeschmetter erklingen lassen: es ist viel falscher, überflüssiger Lärm dabei. Es ist ein allzu lautes Echo der nächtlichen Signale bei Vschegrad.

Die Reichswehrsteuer.

Von

v. der Boeck, Generalleutnant z. D.

Die Ansichten über Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit einer Reichswehrsteuer haben im Laufe der Jahre sowohl innerhalb der Reichsregierung als auch im Reichstage und nicht zuletzt in der öffentlichen Meinung vielfach gewechselt. Frühere Gegner dieser Steuer treten jetzt für sie ein, während mancher ehemalige Anhänger der Wehrsteuer bei näherer Prüfung zum Gegner geworden ist. Nun hat bekanntlich die Reichsregierung mit der beabsichtigten Finanzreform unter anderem die Wehrsteuer in Verbindung mit der Nachlaßsteuer vorgeschlagen, und diese Frage wird voraussichtlich noch im Laufe der gegenwärtigen Tagung des Reichstages entschieden werden.

Die Wehrsteuer ist für Deutschland nichts Neues. Als Bayern und Württemberg

nach dem Kriege 1866 die allgemeine Wehrpflicht einführten, mußten alle jene, die nicht zum Dienst ausgehoben wurden, eine Wehrsteuer zahlen, die nach dem Vermögen und dem Einkommen bemessen wurde. Diese Steuer wurde in beiden Staaten wieder aufgehoben, als nach der Reichsgründung 1872 die preußische Wehrverfassung eingeführt wurde. Nebenbei gesagt, ein Anhalt dafür, daß die mehrfach aufgestellte Behauptung, die Artikel 57 und 58 der Reichsverfassung enthielten die Grundlage für eine Reichswehrsteuer, kaum zutreffend sein dürfte, denn dann hätte man doch nicht nötig gehabt, die Wehrsteuer in jenen beiden Staaten bei ihrem Eintritt in den Reichsbund abzuschaffen, vielmehr würde es richtiger gewesen sein, sie auch in den anderen Bundesstaaten einzuführen.

Nach dem von der Reichsregierung 1881 vorgelegten Gesetzentwurf sollten alle Wehrpflichtigen, die vom Dienst im Heere ausgeschlossen oder ausgemustert sind, ferner diejenigen, die der Ersatzreserve I. oder II. Klasse (heute der Ersatzreserve oder dem Landsturm) überwiesen werden, endlich diejenigen, die vor erfüllter Dienstpflicht aus jedem Militärverhältnis ausscheiden, 12 Jahre hindurch eine Steuer bezahlen, und zwar eine feste Kopfsteuer von 4 Mark jährlich, sowie eine bei dem Einkommen von 1000 Mark beginnende Einkommensteuer in der Progression von 1—3 v. H. — Die Regierung empfahl diese Steuer als einen „Akt ausgleichender Gerechtigkeit". Aber gleichzeitig erklärte sie: „Ein der Ehrenpflicht des persönlichen Militärdienstes und den darin begriffenen Opfern gegenüberzustellendes Geldäquivalent gibt es nicht." Die Ungleichheit in der Erwerbsfähigkeit, die zwischen den zum Dienst herangezogenen Wehrpflichtigen und den nichtherangezogenen besteht, meinte man jedoch durch eine angemessene Geldleistung ausgleichen zu können. Von den damaligen Volksvertretern, welche gegen die Vorlage sprachen, wurde wohl mit Recht gefragt, worin denn hier für den die Last des Militärdienstes Tragenden die ausgleichende Gerechtigkeit bestehen solle? Ob etwa in dem Troste, daß der Staat auch den vom Dienst Befreiten das wirtschaftliche Fortkommen nach Möglichkeit zu erschweren suche? Die von der Regierungsvorlage gewollte Steuerleistung zu allgemeinen Reichszwecken würde naturgemäß den Charakter eines Äquivalents für die unterbliebene Ableistung der Dienstpflicht annehmen. „Der eine dient, der andere zahlt", würde alsdann die Volksanschauung sein. Die Gefahr würde entstehen, daß sich mit der Zeit eine Art Loskaufsystem einschliche, das auf die Absichten der Begründer der allgemeinen Wehrpflicht der ärgste Hohn sein würde.

Neben diesen, in erster Linie gegen diese Steuer sprechenden Gründen wurde damals weiter noch geltend gemacht, daß eine Wehrsteuer im Sinne jener Vorlage in erster Linie eine neue, schwere Last für den Mittelstand werden würde; statt Gerechtigkeit würde die neue Steuer vielfach härteste Ungerechtigkeit schaffen, insbesondere würde das unter diesem Gesichtspunkte schon bisher bestehende Mißverhältnis zwischen söhnereichen und kinderlosen oder nur mit Töchtern gesegneten Familien noch ganz außerordentlich verschärft werden.

Gegenüber diesen gegen jene Steuervorlage sprechenden Argumenten hatte die Reichsregierung damals einen schweren Stand; daraus erklärte es sich wohl auch, daß die Verteidigung ziemlich matt war. Selbst Bismarck meinte nur, der Gedanke zur Einführung einer Wehrsteuer „sei aus dem Gefühl entstanden, welches sich des Musketen tragenden Soldaten bemächtigt, wenn er einen seiner Meinung nach auch diensttauglichen Nachbar zu Hause bleiben sieht!“

Bei der mit erdrückender Majorität erfolgten Ablehnung der damaligen Wehrsteuervorlage ließ die nationalliberale Partei eine Erklärung abgeben, sie habe einmütig und ohne Unterschied, ob ihre Mitglieder aus dem Norden oder aus dem Süden herstammen, beschlossen, diese Wehrsteuervorlage unter allen Umständen abzulehnen.

Seit diesem fehlgeschlagenen Versuch hatte die Reichsregierung bis jetzt keinen neuen zur Einführung einer Reichswehrsteuer gemacht. Die Frage ruhte lange Jahre und wurde nur gelegentlich in der Presse, auch vereinzelt im Reichstage und zwar in Verbindung mit dem Reichsinvalidenfonds angeschnitten. So stellte u. a. der Abgeordnete Dr. Arendt von der Reichspartei am 4. Dezember 1903 gleich nach Beginn der neuen Legislaturperiode den Antrag, eine Wehrsteuer einzuführen, mit der Maßgabe, daß die Erträge ausschließlich für die Versorgung der Invaliden und Veteranen, bez. für deren Hinterbliebene und zur Verstärkung des Reichsinvalidenfonds zu verwenden seien. Der Antrag blieb zwar unerledigt, aber es trat doch bei dieser Gelegenheit hervor, daß die Stellung des Reichstages zur Wehrsteuerfrage eine ganz andere geworden war wie im Jahre 1881.

Der Antrag Arendt wurde am 1. Dezember 1903 wiederholt, auch nahmen im Verlaufe der ganzen ersten Sitzungsperiode 1903/05 die einzelnen Parteien im Reichstage bei verschiedenen Positionen Gelegenheit, ihre Stellung zur Wehrsteuerfrage zum Ausdruck zu bringen. Selbst die nationalliberale Partei, die sich — wie wir sahen — 1881 so entschieden gegen eine Wehrsteuer ausgesprochen hatte, ließ gleich bei Beginn der neuen Sitzungsperiode durch ihren Führer, den Abgeordneten Bassermann, erklären, sie vermisse in dem Steuerbukett die Wehrsteuer, die sie als einen gerechten Ausgleich empfehle.

Greifbarere Gestalt nahm die Frage dann an, als die Kommission für die Finanzreform den von Mitgliedern der Mehrheitsparteien mitunterzeichneten Antrag stellte: „einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher Ausgaben des Reichs in der Höhe, in welcher solche zurzeit zum Zweck der Sanierung des Reichsinvalidenfonds als Veteranenbeihilfe aus allgemeinen Einnahmen bestritten werden sollen, durch eine Reichswehrsteuer deckt.“ Bei der eingehenden Besprechung, welche dieser Antrag erfuhr, machte sich zum zweitenmal eine vollständige Wandlung in der Stellung zur Wehrsteuer bemerkbar, indem die Verbündeten Regierungen, welche 1881 selbst einen bezüglichen Antrag eingebracht hatten, sich diesem Antrag gegenüber sehr skeptisch verhielten. Der Reichsschatzsekretär führte aus, die Erinnerung an die Erfahrungen von 1881 hätten

die Regierungen einigermaßen bedenklich gemacht. Ihre Bedenken lägen weniger auf ethischem Gebiet, als auf steuertechnischem. Die finanzielle Benachteiligung der zum Dienst Eingezogenen werde übertrieben, bilde doch für manche die Erfüllung der Dienstpflicht die Grundlage für ihr bürgerliches Leben. Auch der preußische Finanzminister erklärte, die Wehrsteuer unterliege den schwersten sozialen Bedenken, kaum überwindlichen steuertechnischen Schwierigkeiten und bringe keine nennenswerten Erträge. Energisch bekämpft wurde der Antrag auch von den Sozialdemokraten, deren Vertreter ausführte, die Wehrsteuer widerspreche den Festsetzungen des § 58 der Reichsverfassung. Die untauglichen Personen seien nicht schuld, daß sie nicht zu dienen brauchten, sie seien durch ihre körperlichen Leiden schon genug beeinträchtigt. Auch die Freisinnigen beharrten in ihrer früheren ablehnenden Stellung; wenn auch der Gedanke einer Wehrsteuer populär sei, so führte ihr Sprecher aus, so sei nicht zu vergessen, daß der Militärdienst nicht nur eine Last sei, sondern auch ein großer Vorteil für die Dienenden in ihrer Schulung, Entwicklung und künftigen Lebensstellung.

Schließlich wurde die Resolution mit 15 gegen 10 Stimmen angenommen und vom Reichsschatzsekretär zugesagt, daß die Verbündeten Regierungen den Vorschlag in ernstliche Erwägung ziehen würden. Eine Folge ist dieser Resolution aber nicht gegeben worden. Auch ein am 15. Mai 1906 von der nationalliberalen Partei eingebrachter Antrag, einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen den vom Militärdienst Befreiten die Zahlung einer einmaligen, eventuell in Raten zu entrichtenden Steuer nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit auferlegt wird, ist nicht zur Beratung gelangt.

Noch im November 1907 nannte Freiherr v. Rheinbaben die Wehrsteuer eine unmögliche Kopfsteuer.

Das ist in großen Zügen die Entwicklung, welche die Wehrsteuerfrage in den letzten 30 Jahren etwa in Deutschland gehabt hat.

Es stellt sich heraus, daß die Wehrsteuer in Deutschland im Laufe der Jahre zweifellos an Popularität gewonnen hat. Man kann auch nicht leugnen, daß diese Steuer auf den ersten Blick etwas Bestechendes hat, „sehr schön und gleißend aussieht", wie der Minister Freiherr v. Rheinbaben sich im Reichstage einmal ausdrückte, „aber die meisten ihrer Vorzüge verliert, wenn man sie näher betrachtet."

Vor allem ist und bleibt es immer noch der ideale Gedanke, welcher der allgemeinen, persönlich abzuleistenden Wehrpflicht zugrunde liegt, der gegen die Einführung einer Reichswehrsteuer spricht. Die Begründer der allgemeinen Dienstpflicht in Preußen haben von vornherein den Standpunkt vertreten, daß es für jeden waffenfähigen Preußen eine Ehre sei, des Königs Rock zu tragen und das Vaterland im Notfalle mit der Waffe zu verteidigen.

Außerdem aber muß die auch mehrfach hervorgetretene Behauptung bestritten werden, daß die Erfüllung der Militärdienstpflicht a l l g e m e i n eine Schädigung für das bürgerliche Leben bedeute, für die eine Entschädigung, wenn auch nur in der mittelbaren

Form der Wehrsteuer, zu gewähren, der Billigkeit entspreche. Das Heer als größte nationale Erziehungsanstalt gewährt seinen Angehörigen in körperlicher, geistiger und sittlicher Beziehung bedeutende, bei den meisten früheren Soldaten in der einen oder anderen Weise sich geltend machende Vorteile. Die materiellen Nachteile, welche etwa mit der Ableistung der allgemeinen Dienstpflicht verbunden sein können, dürften sich daher in späteren Jahren schnell wieder ausgleichen und häufig in das Gegenteil verwandeln. Und wenn ferner behauptet worden ist, daß die von der Ableistung dieser Pflicht ganz oder teilweise Befreiten leichter Arbeit und Beschäftigung finden, so ist dem entgegenzuhalten, daß in vielen Branchen gediente Leute den nichtgedienten vorgezogen werden.

Zu diesen gegen die Wehrsteuer sprechenden Gründen kommen noch die finanz- und steuertechnischer Art, wie sie der preußische Finanzminister im Reichstage vor Jahresfrist eingehend dargelegt hat.

Trotz aller dieser Bedenken hat nun die Reichsregierung sich doch entschlossen, im Rahmen der Reichsfinanzreform eine Wehrsteuer und zwar in Form eines Zuschlags zur Nachlaßsteuer in Höhe von 1½ v. H. vorzuschlagen. Diese Form der Wehrsteuer ist, wie Staatssekretär Sydow bei der Generaldebatte über die Finanzreform im Reichstage ausführte, gewählt worden, um der Mißdeutung vorzubeugen, daß diese Steuerart als ein Loskauf von den militärischen Verpflichtungen aufgefaßt werden könnte. Als Kopfsteuer erhoben — betonte er — wäre die Wehrsteuer ungerecht. Ihre Erhebung aber von dem beim Tode vorhandenen Vermögen könne keinem Vorwurf begegnen.

Ob diese Lösung der Frage eine sehr glückliche war, muß bezweifelt werden. Die Reichsregierung hat damit den Weg, der in den letzten Jahren als Vermittelung zwischen den sich gegenüberstehenden Ansichten betreten worden war, nämlich die Wehrsteuer nicht als reine Finanzsteuer, sondern als Zwecksteuer zur Auffüllung des Invalidenfonds einzuführen, wieder verlassen. Dies wurde auch als Argument gegen diese Art der Wehrsteuer vom Fürsten Hatzfeldt bei der Generaldebatte im Reichstage hervorgehoben.

Im übrigen ist in den Reden der Reichstagsabgeordneten ein direkt ablehnender Standpunkt nicht hervorgetreten. Wohl aber war dies mit einer einzigen Ausnahme der Fall hinsichtlich der beabsichtigten Verkoppelung dieser Steuer mit der Nachlaßsteuer. Nicht mit Unrecht wurde von den Gegnern einer solchen Verkoppelung hervorgehoben, daß beide Steuerarten gar keine oder doch nur sehr geringe Berührungspunkte miteinander hätten, und daß ferner eine derartige Wehrsteuer niemals denjenigen treffen würde, der den materiellen Vorteil von der Dienstbefreiung hätte, es sogar nicht selten vorkommen könne, daß derjenige die Wehrsteuer tatsächlich zahlt, der selbst zwei oder gar drei Jahre seiner Dienstpflicht genügt hat.

Es gewinnt also den Anschein, als habe die Wehrsteuer in der von der Reichsregierung vorgeschlagenen Form kaum Aussicht auf Annahme. Trotzdem werden wir wohl nicht von dieser Steuer verschont bleiben, denn die Stimmung im Reichstage ist

ihrer Einführung im allgemeinen günstig, ja man hofft sogar, durch ihre selbständige Ausgestaltung viel höhere Summen herausholen zu können, als sie in Verbindung mit der Nachlaßsteuer gebracht haben würde. Ob die Reichsregierung sich mit einer selbständig ausgestalteten Wehrsteuer einverstanden erklären und ihren bisherigen sehr berechtigten Widerstand gegen ihre Einführung als Kopfsteuer fallen lassen wird, muß ebenso abgewartet werden, wie die Lösung der Frage, ob die Wehrsteuer eine reine „Finanzsteuer“ oder eine zur Auffüllung des Invalidenfonds bestimmte „Zwecksteuer“ werden soll.

Man ersieht aus alledem, daß die Wehrsteuerfrage nicht so einfach zu entscheiden ist, wie viele glauben.

Magister Shaw.

Von

Franz Wilhelm.

Oscar Wilde drückt einmal seine Befriedigung darüber aus, daß die Lehrer aussterben, aber ich weiß wirklich nicht, ob er selber an dieses Aussterben glaubte. Jedenfalls sind der Künstler und der Magister zwei absolute Gegensätze, die einander nie verstehen, die sich hassen und bekämpfen müssen. Der Künstler begreift nicht, warum man nicht an allen Dingen seine Freude haben soll, und der Magister sucht immer nach dem Zweck und dem Wert jeder Sache und fragt noch bei einem Gedicht, was man damit beweisen will. Es ist der ewige Kampf zwischen der produktiven, neuschaffenden, männlichen Kunst und der unproduktiven, wertenden, weiblichen Ethik. Aber es ist nicht ein Kampf zwischen Kunst und Wissenschaft. Im Gegenteil, in der Wissenschaft liegen die Verhältnisse genau so. Auch hier muß der produktive Mensch sein voraussetzungsloses, amoralisches Schaffen gegen den Magister verteidigen, der selbst nichts schafft, aber alles an sich reißt, um es in den Dienst des Staates, einer Weltanschauung, eines Aberglaubens zu stellen.

Heute nun, in unserer ausgesprochenen ethischen, femininen Zeit, in der eine so kunstfeindliche Rasse wie die anglo-amerikanische die Vorherrschaft hat, sind die Magister obenauf. Wie niemals zuvor ist die ganze Menschheit von einem gemeinsamen sozialethischen Willen erfaßt. Solche Zeiten wollen sich von einem schweren Druck befreien, über einen Abgrund hinüberkommen, eine große Idee durchführen. Sie sind notwendig, aber weil sie in den Frühling wollen, gehen sie in den Winter hinein. Sie haben keine

Hände für Feinheit und Schönheit, sie zerstören die Kunst und machen höchstens daraus ein Jahrmarktsvergnügen. Die Kunst muß sich anpassen oder verderben. Darum mußte der Künstler Wilde zugrunde gehen. Aber der Magister und Nichtkünstler Shaw, der Mann mit Grundsätzen und strenger sozialistischer Ethik, der Vegetarianer, Alkoholgegner, Nichtraucher Shaw, der Mann, der alles weiß und kann, der über jedes Ding auf der Erde lärmend und selbstbewußt sein Urteil fällt, erobert sich die Welt. Beide Menschen sind Typen. Weniger vielleicht noch für die Gegenwart, als für die nahe, amerikanische Zukunft.

Noch niemals hat man sich über das eigentliche Wesen eines Schriftstellers so getäuscht wie bei dieser Allerweltsberühmtheit Shaw. Es war speziell Deutschland, das seine Theaterstücke gründlich mißverstand und sich über die witzige Verspottung englischer Spießbürger amüsierte. Den deutschen Bürgersmann mußte es ja kitzeln, als er sah, daß es im Auslande auch seinesgleichen gab. Und dann fühlte er auch instinktiv, daß das alles nicht so schlimm gemeint war, was er da auf der Bühne hörte. Dieser Autor war kein Dichter, kein Feind, der mit einem bösen Gesicht kam, weil er die häßlich gewordene Allgewöhnlichkeit nicht mehr ertragen konnte. Dieser Shaw war wie ein neuer Pastor aus Amerika, der seine Kunden festhielt, indem er seine Predigten mit amüsanten Mätzchen dekorierte. Man hatte so das Gefühl wie an einem Abend in der Heilsarmee — man sang religiöse Lieder nach der Melodie: „Guter Mond, du gehst so stille."

In England kannte man Bernard Shaw gar nicht. Dort kannte man nur einen „G. B. S.", wie man ihn nannte, den Vorsitzenden der „Fabian Society", der sozialistische Eingaben an das Parlament richtete und mit Erfolg unter den englischen Millionären politische Jünger warb. Den unermüdlichen Vielschreiber „G. B. S.", der sich in seiner Zeitschrift „The New Age" allwöchentlich mit jedem biederen Schustermeister oder Pastor, wie es nun gerade kam, über die Frauenfrage oder den Einfluß der vegetarischen Ernährung auf die Darmtätigkeit bis aufs Blut zankte. Den schlagfertigen Debatter „G. B. S.", der als Rektor aller Briten in jeder politischen und unpolitischen Versammlung seinen Bakel schwang. Das zukünftige Member of Parliament, in dem seine Anhänger schon den ersten Präsidenten der kommenden britischen Republik sahen. Und so weiter — was war er nicht? Gab es doch schon einen „G. B. S. Calendar", in dem man für jeden Tag im Jahr seine Aussprüche lesen konnte, einen „Ewigen Kalender", denn die Aussprüche würden in hundert Jahren noch so frisch und so wertvoll sein wie heute.

Bis die Engländer an dem Lärm im Auslande merkten, daß G. B. S. auch ein Dichter war. Und das war ihnen sehr lieb, denn sie hatten gerade den unaussprechlichen Oscar Wilde für alle Zeiten aus dem Gedächtnis der Nation ausgelöscht und wollten nun beweisen, daß sie gegen einen Dichter an und für sich durchaus nichts einzuwenden hatten, im Gegenteil.

Und Shaw zierte sich auch nicht. Er hatte in den langen Jahren, als er sich noch schlecht und recht als Theaterkritiker durchschlug, so manches Stück geschrieben, von

dem kein Mensch etwas wissen wollte. Die brachte er jetzt alle zum Vorschein. Und wenn ihm die prüden New-Yorker Behörden ein Stück verboten, weil es unsittlich war — als ob es jemand ernster mit seiner Moral nehmen könnte als Shaw — dann schrieb G. B. S. einen flammenden und witzigen Protest, der die Lacher auf seine Seite brachte, und vor allem schickte er drei oder vier andere Stücke hin, die alle gleichzeitig an verschiedenen Theatern aufgeführt wurden und alle volle Häuser fanden. Heute ist Shaw der berühmteste Mann auf der Welt, und man bedauert nur, daß er nicht auch diese Welt selbst erschaffen hat. Denn er hätte es erstens besser gemacht und zweitens eine lange Vorrede dazu geschrieben.

Aber man muß George Bernard Shaw ernst nehmen, schon weil er ernst genommen werden will und weil ihm im Grunde nichts ferner liegt, als irgendetwas auf der Welt spaßhaft zu finden. Dieser Mann lacht, weil das Lachen gesund ist, und er tut alles, was seine Gesundheit stärkt. Er schreibt witzig, weil das seinem Schriftstellerhandwerk zuträglich ist, weil er so mehr gelesen wird. Lieber wäre es ihm schon, er brauchte seine Spaßmacherrolle nicht länger durchzuführen, denn der innere Humor, der ihm die Dummheit und den Unsinn des Lebens erträglich machen könnte, fehlt ihm ganz. Und sein Verstand ist zu gesund und zu umfassend, um über all die schlimmen Dinge hinwegzusehen.

Wir wissen von Shaw, daß er in seinen jüngeren Jahren als ziemlich verwahrloster Bohemien herumlief in einem zerschlissenen, vor Alter grün gewordenen Anzug, auf dem Kopf einen Zylinderhut, der mehrfach eingeknickt nur mühsam seine Haltung bewahrte. Er schrieb damals Romane, die er mit unermüdlicher Ausdauer von einer Redaktion zur andern sandte, obgleich kein Mensch etwas von ihnen wissen wollte. Langsam und zäh arbeitete er sich herauf, bis er es rein durch seine literarische Tätigkeit zum mehrfachen Millionär brachte. So besitzt heute Shaw das starke, unerschütterliche Selbstbewußtsein des Selfmademan, dem nichts auf der Welt imponiert, der weiß, daß er alles, was er will, erreichen kann, und der dafür jedes Augenmaß für fremde Tüchtigkeit und andersartige Begabung verloren hat. Mit großer Energie und eiserner Konsequenz hat er sich selbst erzogen. Er lebt streng rationell nach festen Grundsätzen. Menschen, die Fleisch essen und Alkohol zu sich nehmen, verachtet er als elende Sklaven ihres Bauches. „Wenn die Leute so kannibalische Gelüste haben, die Leichen geschlachteter Tiere zu verzehren, und ihre Nerven mit schädlichen Fäulnisprodukten erregen, ich werde sie nicht hindern, solche Abscheulichkeiten zu begehen; aber man kann nicht von mir erwarten, daß ich ihren Geschmack teile. Zweifellos würde das zarte Fleisch eines Babys einen köstlichen Braten geben, aber ich könnte so etwas nicht essen, weil es mir widersteht."

Für Shaw ist Intoleranz eine Selbstverständlichkeit. Was für ihn gut gewesen ist, was er für sich selbst als richtig erkannt hat, das muß es auch für alle andern Menschen sein. Er fühlt, daß er klüger und vernünftiger ist als die andern Menschen. Er weiß, daß er sich durch keine Gefühle bestechen läßt, sondern nur seinem gesunden, unbeirrten Verstande folgt. Er sieht sich darum auch immer als Lehrer, der von einer großen Schule unver-

nünftiger Kinder umgeben ist. Gütig, milde und nachsichtig selbst gegen die schwächsten Schüler, wenn sie nur den guten Willen zeigen, seine Autorität anzuerkennen, wird er unerbittlich streng, wenn er es mit „schlechten Elementen", mit törichten, eigensinnigen Burschen zu tun hat. Er ist unermüdlich, ihnen zu prophezeien, daß im ganzen Leben nichts aus ihnen würde, und läßt kein Mittel unversucht, um sie zu bessern und zu bekehren.

Ein gutes Beispiel hierfür ist Shaws Stellung zum Sozialismus und zu den sozialistischen Parteien. Shaw ist selbst Sozialist und hat sich die größte Mühe gegeben, diese Partei in seine Schule aufzunehmen und zu belehren. Aber gerade bei diesen Leuten hat er den schwärzesten Undank erlebt. Während das Bürgertum, dem er doch immer auf die Füße trat, wenn es nicht richtig gehen wollte, einen ungeheuren Respekt vor dem Lehrer bekam, ließen sich die Arbeiter nun einmal dahin nicht belehren, daß sie an die Stelle der Bibel von Marx den Katechismus von G. B. S. setzen müßten. Es ist amüsant, wie Shaw sich über die Orthodoxie besonders der deutschen Genossen beklagt.

Interessanter für das Publikum, wenn auch weniger wichtig für Shaw selbst, ist seine Stellung zur Kunst, besonders zur Literatur. Bekannt ist seine Geringschätzung Shakespeares. Shaw hat absolut kein Verständnis für das Stille, Feine, für Stimmung, Lyrik. Er liebt den Lärm und das Poltern, und als alter Bühnenpraktiker besitzt er den Instinkt für wirksame Theatereffekte. Er sieht bei Shakespeare nur, was er an ihm begreift, und ärgert sich, weil die Leute nun so viel Wesens von ihm machen. „Ich gebe den Büchern in der Literatur den Vorzug, in welchen der Autor, anstatt die landläufige, ohne Begründung aufgestellte Moral zu vertreten, von eigenem moralischen Standpunkt aus schreibt und damit sein Buch ebenso zu einem Beitrag für Sittenlehre, Religion und Soziologie macht, wie zu einem für Belletristik. Shakespeare stelle ich mit Dickens, Scott, den älteren Dumas usw. in die zweite Reihe, obwohl sie außerordentlich unterhaltend sind, weil sie ihre Moral fertig übernommen haben."

Leider gibt es noch immer Leute, die bei Shaw Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung suchen und wenn sie lesen, daß er Shakespeare „Hohlheit der Philosophie, Oberflächlichkeit und Falschheit der Moral, Schwäche und Inkonsequenz als Denker, Verdienstlosigkeit um den für ihn geforderten philosophischen Vorrang, Aufgeblasenheit, gewöhnliche Vorurteile und Unwissenheit" vorwirft, dann sehen sie darin schalkhafte Neckerei. Nein, man muß auch in der Literatur Shaw als Magister ernst nehmen, selbst wenn man ihn dann weniger amüsant findet.

Im Verlage von S. Fischer, Berlin sind in der Übersetzung von Siegfried Trebitsch drei Bände Essays erschienen: „Ein Ibsenbrevier", „Ein Wagnerbrevier" und ein größerer Band „Essays". Eigentlich müßten die Überschriften heißen: „Shaw und Ibsen", „Shaw und Wagner", „Shaw und die übrige Welt", denn darin ist Shaw der persönlichste Mensch, daß er immer nur über sich selber schreiben kann. Was er noch nebenbei über die andern sagt, ist nur die Nutzanweisung davon.

Immer fragt er, was will Ibsen, was will Wagner damit beweisen? Was ist die Moral

ihrer Stücke? Und dann beweist er selber etwas, er beweist Shaw. Er zeigt, daß Ibsen seine Dramen geschrieben hat, um die Tyrannei der Tugendideale zu beweisen. Dann zeigt er, daß Ibsen von diesen seinen eigenen Ideen natürlich gar nichts gewußt hat, und daß erst Shaw sie herausfinden mußte. Genau so geht es Wagner, dem einzigen Menschen auf der Welt, vor dem Shaw so etwas wie Respekt hat, wahrscheinlich weil der ihm im Lärm noch etwas über war.

Der Sammelband „Essays", der eine Reihe älterer und neuerer Aufsätze bringt, zeigt die ganze Vielseitigkeit Shaws. Shaw ist ein guter Kenner der englischen Theaterverhältnisse, darum haben seine Gelegenheitsaufsätze über bekannte Schauspieler und Schauspielerinnen auch heute noch Interesse. An Oscar Wilde wagt er sich nicht so recht heran, er nimmt seinen Ausspruch: „Shaw hat keine Feinde, und von seinen Freunden mag ihn niemand leiden," für ein verstecktes Kompliment, das Wilde seiner Größe macht. Psychologisch interessant ist, „wie Shaw den Nordau demolierte" — ein Magister, der einen andern totschlägt. Den Schluß des Buches bilden politische Aufsätze, wie das schon bekannte vom „Sozialismus für Millionäre" und zwei Essays über Sozialismus und Anarchismus.

Für die Erkenntnis des Problems Shaw ist es gut, daß diese Aufsätze erschienen sind. Nur wenn man anfängt, den Sozialpolitiker und ethischen Kämpfer Shaw zu würdigen, wird man endlich das unsinnige Mißverständnis aufgeben, in ihm einen humoristischen Dichter zu sehen.

Bismarck als Landwirt.

Ein Brief Bismarcks.

Mitgeteilt von Geh. Rat Heinrich v. Poschinger.

Der hier zum ersten Male veröffentlichte Brief Bismarcks war an den jüngst verstorbenen Bankier Emil Voigt in Hamburg, einen Jagdpächter im Sachsenwalde, gerichtet. Herr Voigt war jahrelang der Nachbar Bismarcks. Dieser beriet sich gern mit dem geschäftskundigen Hamburger über materielle Fragen, und die Fürstin Bismarck freute sich, in Frau Voigt eine liebenswürdige Besucherin ihres Salons gefunden zu haben. Der Brief gibt ein seltsam anmutendes Stimmungsbild aus dem Leben des abgedankten greisen Staatsmannes, der sich die Selbstbewirtschaftung seiner Güter, die ihm offenbar schon viel Verdruß bereitet hat, nicht mehr recht zutraut und kein Mittel unversucht lassen will, um einen anständigen, zahlungsfähigen Pächter ausfindig zu machen. Bismarcks Hinweis auf seine abnehmende Rüstigkeit und der

Ausblick auf einen nahen Tod haben einen eigentümlichen melancholischen Beigeschmack. Der Brief lautet:

Varzin, 5. August 1894.

Verehrter Freund und Nachbar!

Bei unsrer letzten Besprechung über Schönau und Verpachtung hatten Sie die Freundlichkeit, mir Ihren weitren Beistand zu versprechen, und ich bedarf dessen zunächst in Einwirkung auf Herrn Rathmann, den ich gebeten hatte, die Verpachtung in den Zeitungen anzukündigen, damit Bewerber noch die Ernte ganz oder teilweise auf dem Halme sehn könnten. Es ist aber nichts derart erfolgt und ich würde Ihnen daher dankbar sein, wenn Sie mir sichre Nachricht geben könnten, ob die Bekanntmachung unter Bezeichnung der Güter in ihrer Größe geschehn ist, geschehn wird oder nicht. Im letzteren Falle würde ich den Oberförster beauftragen, die Bekanntmachung in seinem Namen zu veröffentlichen. Ich würde wenn ich nicht verpachtete, noch einen Ober-Inspector anstellen müssen, da Janders zwar ein vorzüglicher Ackerwirth ist, aber seine Gesammteinrichtungen für einen so großen Bruttoumsatz nicht richtig zu treffen weiß. Ich habe kein Glück in derartigen Anstellungen und deshalb keine Neigung, eine neue zu versuchen, und bin selbst auch nicht rüstig genug, um die Wirthschaft mehr als bisher zu beeinflussen. Daher bin ich entschlossen zu verpachten und die Selbstbewirthschaftung nicht über nächsten Frühling hinaus fortzusetzen. Es kommt mir nur darauf an, achtbare und zahlungsfähige Contrahenten zu haben, ob die Pachtsumme etwas höher oder niedriger ist, fällt für die geringe Zeit, die ich noch leben werde, nicht ins Gewicht im Vergleiche mit den Verdrießlichkeiten, welche die Selbstbewirthschaftung verursacht.

Ich würde Ihnen unter diesen Umständen sehr dankbar sein, wenn Sie mir Ihren Beistand in dieser Sache weiterhin gewähren wollten und auf Rathmann einwirken, daß er sofort die specialisirte Bekanntmachung erläßt, die Betheiligung eines Mäklers ist nach dortigen Gewohnheiten schwer zu vermeiden, aber der Mäkler auch schwer zu bewegen, das Geschäft so zu betreiben, daß er es nicht mehr allein beherrscht.

Für Ihre freundliche Bereitwilligkeit, dem Förster Perlberg für die Zeit seiner Krankheit den nöthigen Wein, an meiner Statt, zukommen zu lassen, danke ich Ihnen verbindlichst.

Meine Frau ist seit drei Wochen recht leidend, in den letzten Tagen fühlte sie sich etwas kräftiger. Sie läßt mit mir, Ihre Damen herzlich grüßen.

Der Ihrige

v. Bismarck.

Bettler.

Burleske Betrachtungen von Wilhelm Cremer.

Es gibt wohl keinen Stand auf der Welt, der so von dem Vorurteil des Publikums verfolgt wird, wie der der Bettler und Krüppel. Während man sonst gar nichts dagegen hat, wenn jemand ein freundliches Gesicht macht — sogar bei Schutzleuten und anderen Beamten, also bei Wesen, die nur auf der Welt sind, um Tiere und Menschen in Schrecken zu setzen, sieht man das gern — verlangt man von den Bettlern und Krüppeln, daß sie mit finstern, verzweifelten Blicken zitternd durch die Straßen wanken, und mit sterbender Stimme um Erbarmen und um ein paar Pfennige flehen. Kein Bettler, und wenn er ein Millionärseinkommen hätte, dürfte sich unterstehen, im eleganten Anzug, sauber rasiert und mit zufriedener, glücklicher Miene seinem Gewerbe nachzugehen. Die mildherzigste Dame würde ihn sofort verhaften lassen. Nein, der arme Kerl muß seinen Bauch wegschnüren wie eine Modedame, er muß graue Bartstoppeln tragen, mindestens einen Zentimeter lang, und die mürben Stoffetzen, die seinen Leichnam umhüllen, dürfen nie anders als durch verrostete Haarnadeln und aufgefundene Stücke Bindfaden zusammengehalten werden. Nur wenn sich fingerlange Holzwürmer aus seinem Krückstock herausringeln, wenn man ihm ansieht, daß er sich seit Jahren von altem Schuhleder ernährt hat und in einem abgelegten Mülleimer schläft, hat man Vertrauen zu ihm und überschüttet ihn mit Gaben. Wenn man ihn nach etwas fragt, muß er eine blödsinnige Antwort stammeln oder in kläglicher Weise winseln. Weh ihm, wenn er auch nur einen Augenblick ein vernünftiges Gesicht macht oder gar so redet wie andere Leute! Er gerät sofort in Verdacht, daß er ein schnöder Simulant ist, der das fehlende Bein zu Hause irgendwo in der Schublade liegen hat und es des Abends anzieht, um auf den Tanzboden zu gehen. Und so kommt es, daß gute und glückliche Menschen, wenn sie einmal die Laufbahn eines Bettlers oder Krüppels eingeschlagen haben, durch diesen Beruf gezwungen sind, sich ein finsteres, elendes und verzweifeltes Aussehen zuzulegen.

Aber das Publikum irrt sich, wenn es glaubt, daß es auch im Innern dieser Leute so aussieht. Innerlich sind sie die fröhlichsten, zufriedensten und glücklichsten Menschen.

Wenn der blinde Bettler nach Hause kommt und dort seinen Arbeitsanzug und sein Glasauge ausgezogen hat, fährt er mit seiner Frau und der ältesten Tochter in die Ausstellung der Sezession, denn er ist ein Kenner und Bewunderer der modernen Malerei. Wer ahnt es wohl, daß jener unglückliche Stelzfuß, der sein Bein bei Vionville verloren hat, einer der besten Fußballspieler Deutschlands ist? Während der Ausübung seines Berufs trägt er das Bein um den Bauch gewickelt und erreicht so noch den Effekt einer Wassersucht. Und der arme, unschuldige Kretin ohne Arme und Beine, dessen glanzlosen, erloschenen Augen man es ansieht, daß aus ihnen niemals ein Funke menschlicher

Vernunft hervorgeblitzt hat — ach, wer ihn am Tage in den Anlagen auf dem kleinen Wägelchen hocken sieht, wird der wohl glauben, wenn dieser Mann erst abends auseinandergewickelt ist, daß er dann in seinem Salon die Koryphäen deutscher Kunst und Wissenschaft empfängt und sie durch seine geistvollen Gedanken in Staunen setzt?

Ich kannte einen fallsüchtigen, dreifach gelähmten Taubstummen, der all seine Gebrechen aufgab und Rentner wurde, nur um seinem Sohn in seiner Offizierskarriere nicht hinderlich zu sein. Der alte Herr war seit der Zeit tiefunglücklich. Ja, man muß einmal einen Ball des Vereins moderner Krüppel mitgemacht haben, um eine Ahnung zu bekommen, wie gesund noch unser deutsches Volk ist. Da ist keine Spur von großstädtischer Entartung und Nervosität, das sind noch dieselben kernigen Gestalten, wie sie Tacitus in seiner Germania beschrieben hat. Und der harmonische, glückliche Charakter dieser Menschen, der aus ihrem ganzen Wesen hervorleuchtet, so daß man ordentlich angesteckt wird!

Ich habe immer die Leute bemitleidet, die keine Krüppel sind, aber ich wagte nie, meinen Bekannten vorzuschlagen, sich die Arme oder Beine abschneiden zu lassen. Man wäre meinem Rat doch nicht gefolgt, die Macht der Vorurteile ist zu groß auf dieser Welt. Und wie glücklich und zufrieden könnte nicht mancher Unglückliche auf diese Weise werden.

Die Tänzerin.

Von Karl Escher.

Nach Li-tai-po.

Ein leiser Wind trägt durch die lauen Lüfte
der Lotosblumen süße, schwere Düfte;
von fern ertönt Geschrei der bunten Pfauen.
Der Kaiser ruht. Vor ihm wie die Gazelle
schlank und voll Anmut tanzt die schnelle
Si-Chi, die schöner ist als alle Frauen.

Ihr süßer Anblick macht den Kaiser trunken,
sein Haupt ist in die Kissen tief gesunken;
er schließt die Augen, da ihr Tanz zu Ende.
Sie lächelt leise, ihre Blicke strahlen
voll Wollust; langsam reicht sie ihm die schmalen,
die ringgeschmückten, weißen Kinderhände.

Hodler: Der Tag.

Die Kunst Ferdinand Hodlers.

Von

Ewald Bender.

Es kommen Stunden, da man, ergriffen von der Leidenschaft des Forschers, sich die Frage stellt: was hat das Schicksal mit uns vor, daß es in dieses niedere Gebaren der Zeit einen Koloß warf, vor dem die Häupter sich so tief beugen müssen? Welche Not der Zeit hat diesen Genius aus sich geboren? Hat der einzige Ferdinand Hodler keine andere Mission, als der Masse unseres heutigen Kunstschaffens eine grandiose Kontrasterscheinung zu bieten? Oder ist dieser Mann das bessere Gewissen unserer Zeit, kündigt er den neuen Geist der Zukunft an?

Da wird nun mancher, der diese Zeilen liest, sich lächelnd an die eine oder andere Kunstausstellung erinnern, in der ihm, gedeckt von dem Namen Hodlers, merkwürdige Gebilde gezeigt wurden: große Leinwande, gefüllt mit einer kalten, kreidigen Farbe, die zu harten Kombinationen neigte; dazu bizarres Linienwerk, eine kindliche Perspektive, und darunter stand wohl ein Titel wie „Empfindung", oder „Der Tag", oder „Die Lebensmüden". Wir brauchen uns nicht zu wundern, daß man den Bildern ebenso kalt und fremd den Rücken kehrte, wie sie sich dem unvorbereiteten Auge präsentierten.

Aber dann denke man sich einmal, daß ein genialer Architekt sich irgendwie und -wo mit diesem Maler einig fände. Doch die Zeiten scheinen vorbei zu sein, da man

guten Meistern Wände gab anstatt der Leinwand; und wir Deutsche hatten für unsere großen Maler noch nie den großen Auftrag bereit. Es gibt Leute, welche unserem Volk die Kraft zur Monumentalität in malerischen Dingen absprechen. Ich möchte vielmehr behaupten, daß wohl der tragischste Moment im Leben aller unserer großen Maler der war, da sie, reif genug zu bedeutsamen Aufgaben, erkennen mußten, daß widrige Umstände der allgemeinen Lebenslage des Volkes und ein unseliger Mangel an Einsicht und Einigkeit der Maßgebenden ihnen eine Betätigung in großer Form unmöglich machten. Man muß sich schon den Stiernacken Ferdinand Hodlers etwas nachdenklich anschauen, will man begreifen, daß er auch ohne größere Aufträge der Welt seinen Willen

Holbein: Zeichnung zu einem Freskoentwurf.

aufzwang, der auf nichts anderes gerichtet war als auf die Wirkungen des monumentalen Freskos.

Das Publikum jedoch, das seine Kunst nicht als Fresko, wie sie gedacht ist, genießen kann, sondern als Entwurf auf der Leinwand im modernen Ausstellungssaal, kann — und das muß der Gerechtigkeit halber konstatiert werden — gewichtige und berechtigte Gründe für sein Verhalten in Anspruch nehmen. Es gehören außerordentlich kultivierte Augen und ein mit der Kunst aller Zeiten vertrauter Geist dazu, um die wirkliche Bedeutung Ferdinand Hodlers unter so unzeitgemäßem Gewand zu entdecken.

Es ist heute noch nicht an der Zeit, über Hodler als eine gegebene Größe zu sprechen. Um dafür Interesse zu finden, müßte Hodler weit mehr im Besitztum der Vielen sein. Was

auch könnte es bedeuten, wollte man von dem Leben eines Mannes erzählen, der, ein Fünfziger, das Licht noch sieht, und dessen interessanteste Dokumente nicht in einem äußeren Geschehen sich bieten, sondern eben in seinem Werk! So habe ich es denn vorgezogen, mich auf die Quintessenz seines Schaffens zu beschränken, zu versuchen, jene Formeln zu deuten, die den meisten noch Hieroglyphen sind. Es bot sich mir auch der lockende Gedanke, aus der Vergangenheit der Kunst Parallelerscheinungen zu der Art Hodlers zu zeigen, damit wir von der Torheit geheilt werden, bei den Alten zu genießen, was wir unseren Zeitgenossen verübeln.

Es kann zunächst nicht genug betont werden, daß die Kunst Ferdinand Hodlers

Hodler: Die Schlacht bei Näfels.

ihre Wurzeln in jenem raumlosen Sehen hat, das wir von ägyptischen Reliefs, von griechischen Vasenbildern, von frühchristlichen Mosaiken her kennen. Wir wissen, wie im Trecento dann die Raumprobleme auch in das Fresko eindrangen, wie sie aber bald ganz dem Tafelbild überlassen wurden, da die spröde Technik des Mauermalens einer ausführlicheren Raumausdeutung sich widersetzte. So machte man denn aus der Not eine Tugend, und das Fresko blieb nach wie vor eine Flächenkunst. Daraus ergibt sich sofort die Vorherrschaft der reinen Linie, die Komposition nach Gesetzen der Harmonie von Flächenausschnitten und vor allem blasse und kühle Farbgebung.

Doch nun Ferdinand Hodler. In eine Zeit hineingeboren, die letzte Konsequenzen der denkbar möglichen Raumdarstellung zog, und mit dem Impressionismus alle Möglich-

keiten der Tiefenvorstellung erschöpft hatte, entdeckte dieser Maler, wie der überreiche Erfahrungsbesitz der Zeit seine künstlerische Eigenart zu ersticken drohte. Die hochentwickelte technische und künstlerische Kultur der Zeit konnte zwar beliebig viele Talente zu gesteigerten Leistungen erheben, dem Genie aber, das eigene Wege zu gehen liebt, mußte sie die Brust beengen. Da geschah jene grandiose Verneinung alles Bestehenden, die Tat eines Giotto. Die primitivsten Momente künstlerischer Wirkung erschienen plötzlich als die einzige Rettung aus dem Raffinement einer Überkultur, die großen Daseinsgefühle mußten gegenüber dem nuancierten Sentiment in ihre ewigen Rechte eingesetzt werden. So ging denn Hodler, wie es noch alle taten, sich bei den Alten Rats zu holen. Und er fand das ihm Gemäße, erstarkte und wurde er selbst.

In seinem Manuskript, das weiter unten abgedruckt ist, legt der Künstler selbst dar,

Hodler: Die Lebensmüden.

wie er zu seinen Formen gekommen ist: aus der Nachahmung der Natur. Er spricht von dem Parallelismus der Form, der Farbe, der Empfindung, den er in der Natur entdeckt habe, und er beruft sich auf die Primitiven, die es ebenso gemacht hätten wie er. Es ist eine rohe Konstruktion, und es spricht von einer mangelhaften Kenntnis der menschlichen Seele, wenn man nun diesem Künstler, wie es geschehen ist, so ohne weiteres Anachronismus vorwirft, in dem Sinne, als habe Hodler fremde Götter an seinen Herd gesetzt etwa aus dem Wunsch nach intensiverer Wirkung durch das Ungewohnte.

Nichts spricht deutlicher als die Gegenüberstellung jenes Freskoausschnittes Giottos aus der Capella dell' Arena zu Padua und der hier zum erstenmal veröffentlichten Skizze zur „Eurhythmie". Was ist da noch von der Formensprache Giottos zu spüren? Eine durchaus moderne Empfindung spricht aus der Rückenkontur, wie die Linie vom Kopf her so geruhig über den Mantel läuft und sich in weichem Geriesel am Boden staut.

Welch eine Wucht des Abfalls bei Giotto! Man sage nicht, daß Hodler eine weiche Milde heiteren Schreitens in diesen Greis legte, während bei Giotto der alte Joachim, dem wegen seiner Kinderlosigkeit das Opfer zurückgewiesen wurde, in bitterem Gram seinen Weg zu den Hirten geht. Auch für einen ähnlichen Empfindungsgehalt, wie ihn Hodler darstellte, hätte Giotto keine wesentlich andre Zeichnung gekannt. Und was für Stöße vermag Hodler doch unserer Seele in seinen Schlachtenbildern zu versetzen — und diesmal wirklich Giotto im Temperament verwandt und wie weit entfernt von seinen Formen! Er ist durchaus modern, erwägt man, welche Differenziertheit menschlicher Zustände sein Werk

Hodler: Skizze zur Eurhythmie.

Giotto: Fresko in der Capella dell' Arena zu Padua.

aufweist, von der „Eurhythmie" bis zur „Schlacht bei Näfels", von jener „Landschaft am Genfersee" bis zu den „Enttäuschten".

Und nun vergleiche man jenes hier reproduzierte Schlachtenbild Hodlers mit der hier ebenfalls abgebildeten Holbeinzeichnung, einem Freskoentwurf für das Baseler Rathaus. Gewisse Übereinstimmungen in der Form — abgesehen von der beiden Künstlern gemeinsamen Größe der Konzeption — fallen auf. So erinnert der in frontaler Stellung das Schwert Schwingende der Holbeinschen Zeichnung an gewisse Kriegergestalten bei Hodler. Vielleicht hat dieser den Entwurf gekannt, und wie behält er doch so ganz seine Eigenart!

Oder man erinnere sich vor Hodlers „Empfindung" an jene Prozession der Frauen aus den Toren von Classe, des Mosaik von S. Apollinare nuovo in Ravenna. Jedes Wort

von Hodlers prinzipieller Aussage über seine Kunst paßt auf dieses Bildwerk — und doch welch eine weltenweite Kluft in der Formenwahl, im seelischen Gehalt, wie stark packt uns plötzlich die Gewißheit, daß Hodler Geist von unserem Geist ist.

* * *

Hodler ist — wie alle wahren Stilisten — im Recht, wenn er behauptet, er habe nichts anderes im Leben getan als die Natur nachgeahmt. Aus der Eigenart des Baues seiner Organe, besonders des Auges, erklärt sich seine Formenwahl. Und weil er „diese so häßlichen" und „unmöglichen" Dinge zum erstenmal als „schön" empfand, ja als die einzige Schönheit der Welt, erleben wir in uns die neue Art von Schönheit als eine Offenbarung. Dieser Künstler ist so naiv und so kompliziert zugleich — wie Johann Sebastian Bach. Welche verzwickte Art der Anschauung hier wie dort — und doch welche Brunnen von unmittelbarster Empfindung fließen zuzeiten! Welche Härten und welcher Zauber von pastoraler Lieblichkeit in einer Seele und aus einer Hand! Und beide Künstler sind bei aller Differenziertheit des Gefühls und der Anschauung im Grunde so unendlich primitiv in der künstlerischen Wirkung, weil sie sich nur an die Elemente menschlicher Empfindung halten, an die Grundfragen des Lebens, und ihren Überschwang in die gewähltesten und überlegtesten Formen gießen. Was aber über soviel Filter ging, ist immer rein und einfach.

So bleibt uns denn nichts anderes übrig, als uns den Notwendigkeiten Hodlerscher Anschauung und Empfindung zu beugen — mit ihm zu erschauern vor der homerischen Wildheit des Kampfes der Männer und so heitere Pfade zu wandeln wie jener schreitende Greis, im Ohr das Lied von der überirdischen Schönheit der Linie. — Wir ergießen unsere Endlichkeit in die ewigen Weiten des Raumes vor jener Landschaft am Genfer See. Und wenn wir uns fragen, was wir wohl als das Unverlierbare und Unerhörte von Hodler mitnehmen, dann ist es dieses: daß er uns wieder lehrte, groß zu denken.

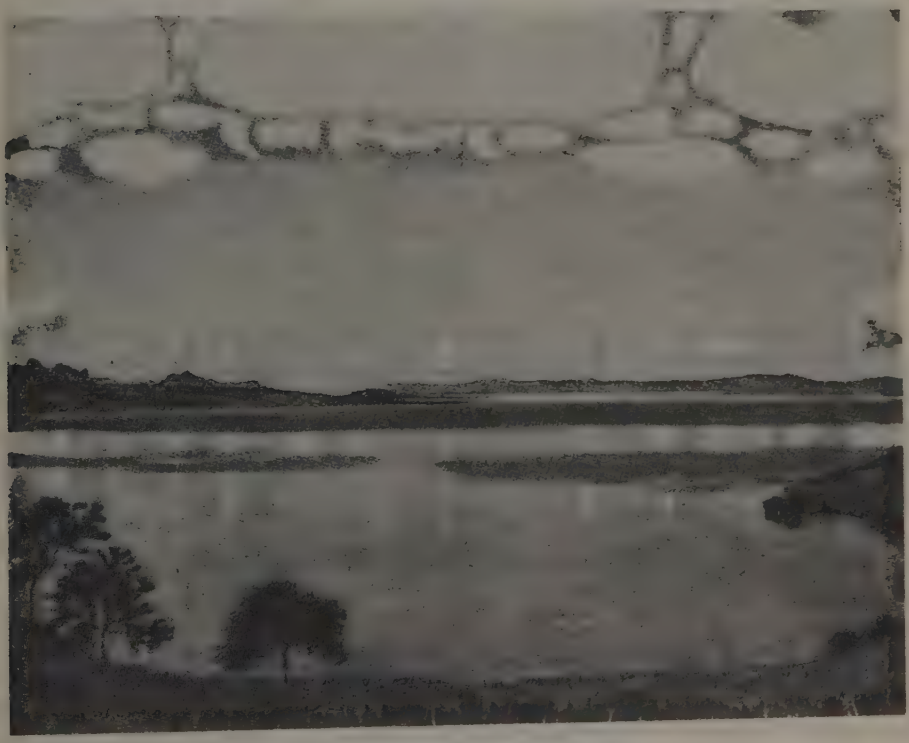
Über das Kunstwerk.*)

Von

Ferdinand Hodler.

Parallelismus nenne ich jede Art von Wiederholung. — So oft ich in der Natur den Reiz der Dinge am stärksten spüre, ist es immer ein Eindruck von Einheit. —

Führt mich mein Weg in einen Tannenwald, wo die Bäume sich hoch zum Himmel heben, so sehe ich die Stämme, die ich zur Linken und Rechten vor mir habe, als unzählige



Hodler: Landschaft am Genfer See.

Säulen. Ein und dieselbe vertikale Linie, viele Male wiederholt, umgibt mich. Mögen sich nun diese Stämme hell von einem immer dunkler werdenden Hintergrund abheben, mögen sie gegen das tiefe Blau des Himmels gestellt sein, die Ursache, die in mir jenen

*) Mitgeteilt aus dem französischen Manuskript, übersetzt von Ewald Bender.

Eindruck von Einheit bestimmt, ist ihr Parallelismus. Die vielfachen senkrechten Linien wirken wie eine einzige große Vertikale oder wie eine ebene Fläche.

Wenn man über eine Wiese hinblickt, wo nur eine einzige Art von Blumen sich dem Auge bietet, wo z. B. die Blüten des Löwenzahns sich in hellem Gelb von dem grünen Grunde des Rasens abheben, so wird man einen Eindruck von Einheit empfinden, der geradezu in Entzücken versetzt. Ich bemerke, daß die Wirkung größer sein wird, der Eindruck stärker, als wenn sich eine Mischung von Blumen da vor uns ausbreitete, die in Farbe und Form verschieden sind.

Ein andres Beispiel: Da stehen ein paar blühende Lorbeerstämme von ein und derselben Farbe, oder wir gehen einen Weg, der von Fliederbäumen eingefaßt ist; man wird gleicherweise jenen Reiz empfinden, der von der Wiederholung ausgeht.

Oder man versetze sich im Geist auf eine Ebene, die mit Felstrümmern übersät ist, etwa infolge des teilweisen Einsturzes eines Berges (wie man das z. B. am Fuße des Mont Salève bei Genf sehen kann), so wird man denselben tiefen Eindruck empfinden, wie ihn die Gleichartigkeit aller einzelnen Teile verursacht. –

Eine analoge, aber stärkere Wirkung verspüren wir, wenn wir auf einem Berggipfel inmitten der Alpenregion stehen. Alle die unzähligen Spitzen, die uns umgeben, verschaffen uns jenen eigenen Reiz, der aus der Wiederholung resultiert.

Im Herbst sieht man die Blätter der Bäume, ein und dasselbe Blatt — etwa das der Akazie — ausgestreut auf dem Erdboden; die Art, wie diese Blätter so nebeneinander liegen, kann uns entzücken. Wenn ich den wolkenlosen Himmel betrachte, so zwingt mich die große Uniformität zur Bewunderung. Und sind bei diesem Beispiel die Elemente, welche den Parallelismus erzeugen, auch nicht geschieden, wie bei den vorhergehenden, so sind sie darum nicht weniger vorhanden: Jedes einzelne Luftmolekül steht in einer Parallelwirkung zu dem andern. — — –

In allen den Fällen nun, in denen der Parallelismus nicht für sich allein als Ursache jenes Reizes zu konstatieren ist, läßt sich doch ein gewisses Element der Ordnung in der Natur nachweisen. So haben z. B. bei einer Blume alle Blütenblätter dieselbe Form und sind um einen Mittelpunkt gruppiert.

Ein Baum bringt immer Blätter und Früchte derselben Form hervor. Wenn Tolstoi in seiner Schrift: „Was ist Kunst" sagt, man könne niemals zwei Blätter desselben Baumes genau übereinanderlegen, so kann man mit größerem Recht behaupten, daß nichts einem Platanenblatt ähnlicher sieht als das Blatt einer Platane.

Man wird ebensowenig einen Apfelbaum Kirschen oder verschiedenartige Früchte hervorbringen sehen, wie man jemals erleben wird, daß eine Pflanze mehrere Arten von Blüten trägt.

Wir ersehen also aus allen diesen Beobachtungen, welche wichtige Rolle der Parallelismus oder die Wiederholung in der Natur spielt, und besonders bei den Dingen, an denen wir unsere größte Freude haben, wie die Blumen.

Ich muß noch hinzufügen, daß bei fast allen diesen Beispielen, die ich eben angeführt habe, die Wiederholung der Farbe sich zu derjenigen der Form gesellt. Die Blütenblätter einer Blume, wie auch die Blätter der Bäume, sind im allgemeinen von derselben Farbe. – · — Dasselbe Prinzip der Ordnung nun erkennen wir auch im Bau des tierischen und menschlichen Körpers, in der Symmetrie der rechten und linken Körperhälfte.

Unsere Kleidung trägt dieselben Falten an den beiden Schultern, an den beiden

Hodler: Eurhythmie.

Ellenbogen und Knien, die gleichen Abdrücke unserer Bewegungen. Das merkt man besonders an einem Gewand, das bereits einige Zeit getragen ist.

Doch brechen wir ab und fassen wir zusammen: der Parallelismus läßt sich nachweisen an den verschiedenen Teilen eines Gegenstandes, für sich allein betrachtet, er besteht noch augensichtlicher, wenn man mehrere Objekte derselben Gattung nebeneinanderhält. — — —

Wenn wir nun unsere Lebensäußerungen mit diesen Erscheinungen in der Natur vergleichen, so sind wir erstaunt, dasselbe Prinzip wiederkehren zu sehen.

Wir wissen und wir empfinden es alle in gewissen Momenten, daß das, was uns

Menschen eint, stärker ist als das, was uns trennt. — Der Sinn und die haupsächlichsten Bedingungen des Lebens sind dieselben für uns alle. Wir haben alle unsere Freuden und unseren Schmerz, die nur Wiederholungen derjenigen der andern sind, und die nach außen hin durch dieselben oder durch analoge Gesten sichtbar werden, da wir doch von einerlei Fleisch und Bein sind.

Feiert man irgendwo ein Fest, so sehen wir die Menschen sich in ein und derselben Richtung bewegen: das sind Parallelen, die einander folgen. — Manchmal erblickt man Menschen um einen Redner gruppiert, der seine Gedanken vorträgt; oder betreten wir eine Kirche während des Gottesdienstes, so empfinden wir jenen Strom von Einheit als etwas Imposantes.

Setzen sich ein paar Leute, die derselbe Zweck zusammenführte, an einen Tisch, so können wir sie als Parallelen auffassen, die irgendwie eine Einheit bilden, etwa als die Blätter einer Blume.

Sind wir froh, so hören wir nicht gern die Stimme der Disharmonie, die uns aus unserer Heiterkeit herausreißen würde.

Auch sagt man im Volksmund: gleich und gleich gesellt sich gern. — An all dem läßt sich nun unschwer der Parallelismus oder das Prinzip der Wiederholung nachweisen. Und dieser Parallelismus der Empfindung übersetzt sich nach außen in den formalen Parallelismus, von dem wir bereits sprachen. (Man wird jetzt meine Bilder: die „Lebensmüden", die „Enttäuschten", die „Eurhythmie" oder den „Tag" verstehen, und erkennen, daß ich mir Seelenzustände oder überhaupt Stoffe auswählte, an welchen die Einheit unserer Empfindung am deutlichsten sich offenbart.) — — —

Ist ein Gegenstand angenehm, so vermehrt die Wiederholung seinen Reiz, drückt er Trauer oder Schmerz aus, so erhöht sie die Traurigkeit. Ist dagegen ein Stoff barock oder abstoßend, so wird er durch die Wiederholung bis zum Unerträglichen gesteigert werden. So bewirkt also die Wiederholung eine Steigerung der Intensität. — Indessen abgesehen vom Stoff, löst die Wiederholung einer Form oder einer Farbe an sich angenehme Empfindungen aus.

Seit der Kunstübung der Primitiven hatte man dieses Prinzip der Harmonie aus dem Gesichtsfeld verloren, man dachte nicht mehr daran. Man suchte den Reiz des Verschiedenartigen, und man wurde zu Zerstörern der Einheit.

Wenn ich für mein Teil dazu gekommen bin, den Wert und die Kraft jenes Elementes wiederzuerkennen, so war es dadurch, daß ich die Natur beobachtete, wie ich es eben an Beispielen gezeigt habe, die ich bis ins Unendliche vermehren könnte. — — —

Natürlich darf man, nebenbei bemerkt, nicht vergessen, daß es auch eine Welt des Verschiedenartigen gibt, von der als Folie sich die Einheit abhebt.

Bei einer Betrachtung über die Einheit führt sich die Verschiedenheit von selbst ein, durch die einzige Tatsache schon, daß alle Geschöpfe voneinander verschieden im Aussehen sind. — — —

Der Winter und das Herz.

Von

Felix Braun.

Vertriebner Fürst, dich barg mein Herz
vom ersten blonden Tag im März
bis zu dem jungen Oktobertag,
um dessen Stirn ein Silberreif lag.
Vor der Sonne Wut
schirmt' ich dich gut.
Du liebst das Dunkel, —
mich suchte kein Licht, —
meines Blutes Gefunkel
störte dich nicht.

Nun schwebst du in brausender Stürme Chor
mit mächtigem Fluge aus mir hervor.
Aus den versilberten Trümmern der Welt
baust du ein einziges Herrscherzelt.
Vorhang aus Schnee den Eingang bewacht,
im Innern ruhst du im Arm der Nacht,
jeder Traum ein hartes Gebot,
jedes Wort Zwang . . .
Was sind die eisigen Fliesen so rot?
Auf blutenden Füßen hastet die Not.
Müde sinken die Arme dem Tod:
sein Tagwerk war lang.

Du ragender Kaiser, alles ist dein . . .
Mein Herz allein
kann deinem Zepter nicht dienstbar sein.

Mein Herz, das du verlassen hast,
hat den Frühling zu Gast.
Traumwälder schwanken in Blütenlast . . .
Ich kann's kaum tragen . . .
Ich flüchte mich vor den schneeigen Tagen
in Nächte tief
und fühle, versponnen und ganz verzückt,
wie mein Blut, das in ewigem Eise schlief,
beglückt, oh! beglückt

hinströmt und dem, der staunend lauscht,
hell-dunkle Worte raunend rauscht!

Ich faß es kaum:
ist alles ja Traum!
wie soll ich dran glauben? —
Nun bin ich in Angst,
daß du mein Herz zurückverlangst,
daß du kommst, es zu rauben . . .

Und doch: wie mir vor dem Frühling bangt!
Du bliebst so still.
Mein Herz, das in Farben und Lichtern prangt,
tut, was der Launische will;
tut jauchzen und weinen,
schluchzt und lacht
wie in bacchisch erfüllten Opferhainen.
Mein Herz ist ein funkelndes Fest in der Nacht,
mein Herz ist wie schwebendes Stimmengewirr,
wie endloses Tanzen umschlungener Paare —
mein Herz ist irr
von den Frühlingen tausend verschollener Jahre!

Ach! kämest du, —
ginge wohl Wunsch und Lust
stille zur Ruh;
schlösse die Brust
leise sich zu.

Öffnete einmal nur die Tore weit:
für deinen Einzug, Fürst der weißen Zeit,
sich hinter dir in Ewigkeit zu schließen.
Ach! Komm! Der Frühling schmerzt dies Herz zu sehr.
dies Blut ist es nicht mehr
gewohnt, in lauten Wellen hinzufließen.

Komm, greiser Fürst. Dein Herrscheramt ist groß:
Klein ist die Welt — dies Herz nur grenzenlos.
Die Sonne naht!: wohin willst du dich wenden?
Zieh wieder ein!: leicht sähst du den Palast,
darin du schweigsam lang gewaltet hast,
aufgehn in himmelüberhöhten Bränden!

Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

Autorisierte Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Vorwort.

Jeden Morgen zur selben Stunde kehrte Frau Cadzand mit ihrem Sohne Hans von der Acht-Uhr-Messe in Notre Dame zur Rue de l'Ane Aveugle zurück, wo sie wohnte.

Das altersgraue Brügge erwachte kaum aus seinem Schlummer. Nur wenige Menschen zeigten sich auf der Straße, höchstens ein paar frühaufstehende Beghinen oder auch ein Bauernweib, das einen Hundewagen führte und vor allen Türen anhielt, um Milch zu verkaufen, die sich in blinkenden Kupferkannen befand. Dieser Metallglanz war wie Mondschein im Nebel, denn der Nebel lichtete sich nur langsam, der nordische Nebel, der sich zerteilt, die totenbleiche Dämmerung der Frühe.

Brügge erschien wie eine Gespensterstadt. Die Bäume an den Kanälen, die hohen Türme verschwanden, von demselben grauen Schleier zugedeckt. Ein undurchsichtiger, lückenloser Nebel! Selbst die Glockenklänge mußten sich scheinbar hindurchbohren und diesen Kerker von Watte zersprengen, um ins Freie zu kommen und die Häusergiebel zu erreichen, über welche die Glocken alle Viertelstunden einen melancholischen Herbst von Tönen Blatt für Blatt ausstreuten.

Hans Cadzand ging mit seiner Mutter an den Grachten entlang, ein stummes, schweigsames Paar! Sie war stets dunkel gekleidet, er schwarz, und in dem strengen Schnitt seiner Kleider lag etwas Altmodisches, Unzeitgemäßes, etwas Weltabgeschlossenes mit einem Stich ins Geistliche. Er schien noch jung, kaum dreißig Jahre alt; sein Antlitz war von blendender Vornehmheit, und man wunderte sich, daß er bei seiner Schönheit so traurig war. In seinem blassen Gesicht brannten zwei fiebernde Augen; sein wirres blondes Lockenhaar hatte die Farbe von Bernstein, Honig und welkem Laube.

Seine ältliche Mutter schritt neben ihm; aber so nahe sie sich waren, so fern schienen sie sich in Wirklichkeit! Sind die Uferborde der Grachten nicht auch parallel? Und doch trennt sie das kalte Wasser. Auch Mutter und Sohn schienen jedes seinem Traume zu folgen, ohne sich zu berühren. Ein großes düstres Geheimnis lag zwischen ihnen, ebenso kalt und undurchdringlich wie das kalte Wasser. Welches Geheimnis? Die öffentliche Neugier beunruhigte sich darüber. Man beobachtete sie oft, wenn sie vorübergingen, hinter den Tüllgardinen in den stillen Wohnungen; und mit Hilfe jener Zwischenträger, der kleinen Spiegel an der Außenseite der Fenster, die man Spione nennt, suchte man noch, während sie schon entschwanden, eine Gebärde, einen Austausch von Blicken, ein Zeichen, einen Zug im Profil zu entdecken, der ihr Geheimnis zu lichten vermochte.

Das Rätsel dieses grübelnden Doppellebens erschien den Einwohnern von Brügge um so unerklärlicher, als Frau Cadzand und ihr Sohn es im Leben leicht hatten. Sie gehörten einer alten Familie an, besaßen ein reiches Erbgut. Trotzdem führten sie ein häusliches, zurückgezogenes, einfaches Dasein und beschränkten sich auf das Notwendigste. Sie verausgabten ihr Einkommen in Almosen und guten Werken.

Was war geschehen, daß sie sich so dem Leben abwandten?

Besonders der Sohn benahm sich so außergewöhnlich für sein Alter. Die Mutter hatte freilich vor Jahren ein großes Unglück betroffen: sie war nach einer Ehe von wenigen Monaten Witwe geworden. Aber die Zeit heilt Wunden und zwingt die Menschen zum Vergessen solcher Schmerzen. Sie läßt die brennendsten Tränen zu jenem Perlenhagel gefrieren, der die Gräber schmückt.

Und dann hatte Frau Cadzand doch Ersatz gefunden in ihrem Muster von Sohn.

Auch jetzt noch verließ er das Haus nie ohne sie. Er hatte keine Freunde, ging nirgends hin. Die Frauen blickten voller Neid auf diese stets begleitete Mutter. Es ist ja der Kummer aller Frauen, daß ihre Kinder sich von ihnen losreißen. Ihr Schoß ist dann traurig wie eine verlassene Landschaft. Frau Cadzand jedoch sah ihren Traum verwirklicht. Sie widmete sich ganz ihrem Sohne, und er ihr.

Aber eins schien ungewöhnlich: warum sahen sie so unglücklich aus, wenn sie so einmütig waren?

Sie ahnten nicht, daß sie die Aufmerksamkeit auf sich lenkten, daß aller Augen in dieser toten Stadt aus Mangel an Beschäftigung auf ihnen ruhten. Sie kehrten jeden Morgen gemeinsam aus der Messe zurück, gingen müden Schrittes an den Grachten entlang, so fremd gegen alles, was nicht ihre Seele betraf, daß selbst die Schwäne auf den Kanälen nicht böse wurden und nicht merkten, wie der Schatten des schwarzen Paares ihr weißes Schweigen mit Trauer bedeckte.

Erster Teil.

1.

Als Hans Cadzand zur Welt kam, herrschte Freude in dem altertümlichen Haus in der Rue de l'Ane Aveugle. Das altersgraue Gesicht der Front lachte fröhlich mit den Tüllgardinen der Fenster, die Frau Cadzand für die göttliche Stunde der Geburt weiß und hell zu haben wünschte. Eine reizende Ausstattung der Fenster, das Gegenstück zu der des Kindes! All die kühlen Morgenstunden, die langen Abende, wo man im Hause genäht, geschneidert, gestickt und dieses frische Weiß angeheftet hatte! Oh Freude der künftigen Mutter, das, was die Glieder und den Schlummer ihres Kindes umfangen sollte, aus dem feinsten Linnen, dem unstofflichsten Batist herzustellen und mit Spitzen zu zieren! Sie wollte durchaus seine Ausstattung selbst nähen. Ihr deuchte, daß sie allein

den Schnitt, die genaue Form kannte; denn sie allein kannte ja schon das künftige Kind und sah dessen Körpermaß in sich selbst. Und dann sollte kein fremder Finger an dieser Ausstattung sein Fleisch berühren. Von ihr allein genäht und hergestellt, sollte sie etwas von der Weichheit ihrer Hände, von den Empfindungen ihrer Seele annehmen. Sie sollte wie ein Stück von ihr selbst werden, so daß das Kind, wenn es in diesem Linnen und diesen Windeln lag, sich noch in ihrem Schoße wähnte.

Es kam genau ein Jahr nach der Heirat der Eltern zur Welt. Ein doppelter Jahrestag! Und es war ein Sohn, ein Stammhalter, der den schönen Namen Cadzand fortsetzte, der so lange schon im Lande geehrt ward! Den der Vater des Neugeborenen so würdig trug! Er war Gelehrter, war Archivar der Provinz geworden, um inmitten der Chroniken, Urkunden, Inkunabeln und kostbaren Manuskripte, der Überbleibsel aus Brügges ruhmvollen Tagen zu leben, inmitten der authentischen Beweise einer großen Vergangenheit, die er bisweilen in gelehrten Monographien, in Werken mit wissenschaftlichen Anmerkungen neu herausgab. Als das Kind geboren wurde, war er gerade beschäftigt, wichtige neue Dokumente über Hans Memling, den leuchtenden Genius Flanderns, ans Licht zu ziehen. Es handelte sich um die Streitfrage, ob der berühmte Schrein mit der Marter der Heiligen Ursula von einem reichen Bürger bestellt war, wie einige behaupteten, oder ob er wirklich für das Hospital zu Brügge gemalt wurde, das er heute noch ziert, zu der Zeit, da Memling selbst dort Aufnahme fand, gemalt, um seine holden Träume zu bannen, die ihm während der Genesung kamen.

Und weil er so ganz in den Forschungen über den großen Maler aufging, der es ihm angetan hatte, kam er auf den Gedanken, seinem eben geborenen Sohn dessen Namen zu geben. Hans! Dieser hübsche, etwas kurze, hochschnellende Name, der in sich zurückfällt wie ein kurzer Wasserstrahl! Hans! Der Name eines Heiligen der Kunst, der Glück bringen mußte! Der Knabe ward auf diesen frischen Namen getauft, der fortan unaufhörlich in der Wohnung erklang, aus dem Munde des Vaters, der Mutter, der Amme, der Mägde. „Hans!“ morgens, abends und bis in die Träume der Nacht. „Hans! Hans!“ ein fortwährendes leises Plätschern wie von einem Springbrunnen, der in einem Zimmer verborgen war.

O Freude der Geburt eines Kindes, das beiden zugleich gehört! O Spiegel, in dem die beiden Gatten, die sich lieben, sich in einem Antlitz vereint sehen! Freudenrausch einer beginnenden Familie! Doch jedes große Glück ist eine Herausforderung, ein heftiger Lichtstrahl, der die schwarzen Nachtfalter, die schlimmen Schicksale anlockt! Die Menschen sollen nicht zu glücklich sein! Die Glücklichen lassen alle andern am Leben verzagen, denen nur mittelmäßige Stunden, nur seltene Freuden zuteil werden, nur Rosen, die man mit Tränen begießen muß.

Die Familie Cadzand war zu glücklich! Das altersgraue Gesicht der Hausfront lachte zu hell mit seinen weißen Tüllgardinen an den Fenstern. Hansens Wäsche war zu weiß!

Das Unglück brach über seinen Vater herein, und alle Wäsche des Kindes mußte

mit Flor benäht werden; selbst die Wiege wurde umflort, wie eine Flagge auf Halbmast auf der zerbrechlichen Barke, die ins Meer des Lebens hinausfuhr.

Hans begriff nichts von der plötzlichen Trauer und lächelte.

Eines Nachts war das tragische Ereignis geschehen. Hansens Wiege stand immer neben dem Bett seiner Eltern. Das große Schiff Seite an Seite neben der kleinen Barke, über ihren einzigen zarten Insassen wachend. . . Die Mutter hatte diese eifersüchtige Aufsicht gewollt. Sie wagte das Kind bei Nacht nicht der Amme anzuvertrauen. Die Bauernmädchen haben einen festen Schlaf, sie versinken so tief in seinen Abgrund, daß diese es gewiß nicht gehört hätte, wenn Hans aufwachte. Sie hätte ihn weinen lassen; er hätte sich erkältet bei seiner Sucht, stets die Decke von sich zu stoßen, dieser Gebärde der Neugeborenen wie der Sterbenden, als hätten sie, die dicht vor dem Nichts stehen, Angst vor allem, was lastet und regungslos macht. . .

Frau Cadzand dagegen wachte sorgfältig über ihr Kind. Sie stand oft auf und wickelte es in sein Daunenbettchen; und selbst wenn sie einschlief, blieb doch etwas in ihr wach, jener Hauch von Bewußtsein, der uns aufweckt an Tagen, wo man früher aufstehen oder verreisen muß.

Stieß das Kind nur den leisesten Schrei aus, entstand nur der kleinste Riß in dem festen Gewebe seines Schlummers, so streckte bisweilen der Vater, um der Mutter jede Störung zu ersparen, den Arm aus dem Bett heraus, schaukelte eine Weile die Wiege, gab der kleinen Barke einen leichten Anstoß, der sich bald in der Stille verlor, und der kleine Passagier schlief wieder fest ein.

In jener Nacht aber weinte Hans. Frau Cadzand rief ihren Gatten, noch selbst halb im Schlafe: „Hans weint! Wieg' ihn ein bißchen! . . .“

Der Vater gab keine Antwort. Frau Cadzand, jetzt halb wach, wiederholte: „Hans weint!“

Und da ihr Mann sich nicht rührte, tastete sie nach ihm, um ihn zu wecken und aufzumuntern.

Oh! was berührte da ihre Hand! Welche Eisscholle hatte sie angefaßt? Sie fuhr jäh in die Höhe: ihr Gatte lag stumm, kalt und regungslos da. Sie greift nach dem Nachtlicht, das unbewegliche Schatten an die Decke warf, Flecken, die den Mondbergen gleichen. Sie rief, befühlte sein Antlitz, seine Hände, den Körper. Alles war eiskalt, starr, alles zu Ende.

Ein Wachsbild lag neben der Wiege des Kindes.

2.

Die Jahre verstrichen. Das Kind wuchs heran.

„Hans! Hans!“ rief die unglückliche Frau Cadzand jeden Augenblick, indem sie den Kopf ihres Kindes umfaßte. Oh! diese Umarmung ihrer Hände, ihrer schmalen,

langen Hände, wie gemacht, um ihn ganz zu umspannen, dieser bleichen Hände, die auch wächsern geworden schienen seit der Nacht, wo sie den Leichnam berührt hatten.

Leidenschaftliches, banges Umklammern, wie das eines Schatzes, den man zu verlieren fürchtet! Sind die Mutterhände nicht wie Schlüssel, wie Riegel, um diesen Schatz festzuhalten? Sie sind auch wie Flügel, wie brütende Fittiche . . .

Die arme Witwe bedurfte der Pflicht, ihren Hans aufzuziehen; der Schmerz hatte sie verstört, verzweifelt und irre gemacht. Monate lang brach sie in gelles Gelächter aus, verzerrte nervös das Gesicht, sah in den Spiegeln das Lockbild eines teuren Schattens, der in ihnen ertrinkt. Das Kind hatte sie von dem Abgrund zurückgehalten. Hans — das war ja das Abbild ihres toten Gatten, das war ihr geliebter Verstorbener, den sie nach anderthalbjähriger Ehe verloren hatte, so schön, so gut und so edel! Hans glich ihm. Je größer er wurde, desto stärker trat die Ähnlichkeit hervor: sein feingeschnittener Mund mit einem kurzen verächtlichen Fältchen, seine warme Hautfarbe und vor allem seine Haare, in denen kleine lichte Wirbel sich zeigten, hellere Löckchen in einer dunkel goldigen Haarflut.

Frau Cadzand vergötterte ihren Knaben, der so anmutig und zudem so klug war. Von den ersten Monaten an entzückte er sie durch seine Lieblichkeit, durch Gebärden, des Zeichenstifts würdig. So entsann sie sich eines Tages, als er noch ganz klein war, wie er zu den weinerlichen Klängen einer vorüberziehenden Drehorgel getanzt hatte. Er hatte mit seinen niedlichen Händchen, reizend wie ein Zierat, sein Kleid aufgerafft und begonnen, sich in rhythmischer Bewegung zu drehen und zu wiegen, wie eine Stockrose im Winde. Kurz darauf wurde er zum Baden entkleidet. Hans war nackt. Da kam die Orgel wieder auf der Straße vorbei. Sie wiederholte eine alte traurige Weise. Und das Kind fing sofort wieder an zu tanzen. Und da es sich seiner Nacktheit nicht bewußt war, raffte es jetzt sein Körperchen auf mit den niedlichen Händchen, reizend wie ein Zierat, und faltete sein helles Fleisch wie den Stoff seines Kleidchens. Oh! Himmlischer Augenblick! Das Ideal eines Bildes, das sie in sich trug! Fortan blieben ein paar helle Pastelltöne in dem Trauergemach ihrer Seele.

Jetzt war Hans herangewachsen. Er war schon ein Knabe, blaß und ernst. Sie mußte daran denken, ihm Unterricht geben zu lassen. Die Witwe tat ihn in eine Priesterschule, und er errang sich im Sturme Belobigungen, Preise und Auszeichnungen; er wurde rasch zu einem Muster von Fleiß und guter Führung, das die Lehrer seinen Mitschülern zur Nacheiferung vorhielten. Diese achteten ihn, mit einem Anflug von Verehrung, nicht allein wegen seiner Erfolge, seiner offenbaren geistigen Überlegenheit, sondern auch wegen der Vornehmheit, die von ihm ausströmte, wegen seines inbrünstigen Glaubens, der sein Antlitz verklärte und seinen Kopf mit einem Nimbus umgab, wie man ihn in der Kirche der Schule um das Haupt der Heiligen Jan Berchmanns erblickt. Man neigte zu dem Glauben, daß auch der kleine Hans einst solch ein Seliger, wo nicht gar ein Heiliger

werden würde. Welche Ehre dann für die Schule, in der er erzogen war, und für die Stadt Brügge, die stets eine Hochburg der Kirche gewesen ist!

Hans Cadzand begeisterte sich voller Entzücken an den Zeremonien der katholischen Kirche. Während des Hochamts und bei dem feierlichen Segen zu Ostern und Weihnachten betete er, wie ein Vogel singt. Und die Gebete waren in seinem Munde wie die Wohlgerüche, wie schmelzende Früchte. Und der Gesang auf der Empore, die Orgel, die ihn erzittern ließ, ihm Tränen entlockte, ihn auf ihren mächtigen Wogen dahinriß!

Er schloß die Augen, ließ sich von der Oktave emportragen, versank wieder in einen blendenden Abgrund. Er ging in dieser Musik auf und sie in ihm. Die Flut und Ebbe der Töne erfüllte seine Seele mit einem Wirbel von Wohlklängen, Prismen, Hostien, Weihrauch und Himmelsblau. . .

Oh! diese Sonntage in der Kirche, und auch die Sonnabende in der Kongregation, wo dem großen Flutschwall der Orgel der stille Kanal des Harmoniums folgte, auf dem man so sanft dahinglitt: Akkorde in stillen Verschlingungen, ein Nebel von Tönen, der sich wagerecht ausbreitete und dann emporstieg zu der Madonna, die in ihrem Samtmantel mit dem langen Spitzenschleier herniederlächelte.

Hans wurde von seinen Gefährten wegen seiner erbaulichen Frömmigkeit zum Vorsitzenden ernannt, der höchsten Würde in der Kongregation. Er kniete auf einem Betpult, rechts und links von ihm zwei Ministranten, während die einfachen Kongreganisten auf Strohstühlen knieten. Sie trugen ein blaues Band um den Hals, an dem die geweihte Medaille hing; er ein rotes als Abzeichen seiner Würde.

In seiner religiösen Begeisterung hegte Hans einen frommen Wunsch: Chorknabe zu werden. War das nicht ein Mittel, sich Gott zu nähern? Sah er Jesu Antlitz in der Hostie nicht ganz nahe, wenn er auf den Altarstufen kniete? Es war auch eine Art, Gott besser zu dienen. Er beteiligte sich an dem heiligen Meßopfer, reichte das Meßkännchen dar, trug das Evangelienbuch, schellte in den feierlichen Momenten der Messe mit den zwanzig kleinen Glöckchen, die plötzlich Töne sprühten, die Stille mit erzenem Klange netzten und die Seelen besprengten wie ein Weihwedel von Tönen . . . Hans begeisterte der Gedanke, daß e r beim Nahen der Gottheit schellen, daß er das Weihrauchfaß schwingen, und alle die kleinen blauen Pfade durch die Kirche ziehen sollte, auf denen die Augen bis zur Hostie wanderten.

Er sagte es seiner Mutter:

„Ich möchte Chorknabe werden."

„Gewiß, Hans, wenn's Dir Freude macht!"

Sie war selig bei dem Gedanken, ihn im Chor der Kirche zu sehen, in der langen roten Soutane mit dem spitzenbesetzten Chorhemd. Er mußte zwei Arten von Kleidern haben: das eine für den Alltag, das andere, reichere, für die Feiertage, wo ein Seidenmäntelchen, ein purpurner Umhang, über das weiße Linnen geworfen wurde.

Eines Tages sagte er zu ihr:

„Mutter, bald kann ich ministrieren. Ich muß mir das Haar kurz scheeren lassen."

„Dein Haar? Alle deine Haare abschneiden? Ei, wohin denkst du!" entgegnete die Mutter, die diese Kunde aufs höchste erregte.

„Das ist die Regel, Mutter, alle Chorknaben tragen kurze Haare."

Es war Frau Cadzand höchst zuwider, daß die hübschen, wirren Locken ihres Hans mit den lichten Wirbeln, ganz wie bei seinem Vater, der Schere zum Opfer fallen sollten.

Oh nein! Dieser kalte Stahl in den Haaren war gut für die Toten! Sie hatte schon einmal Haare fallen sehen. Aber das waren die ihres toten Gatten. Wenn sie nun die Haare ihres Kindes fallen sah, so war es ihr, als ob etwas von ihm stürbe; denn unsere Haare sind unser; sie leben. Es war wie ein halber Tod.

Hans fürchtete, seiner Mutter wehe zu tun. Er sprach eine Weile nicht mehr davon. Dann, als seine Chorknabenausstattung fertig war, und ein Wandschrank in der Sakristei bereits seinen Namen trug, fing er wieder davon an, mit so zarten, flehenden Lauten, mit so zutraulichen, traurigen Schmeichelworten, als ob seine Mutter ihm durch ihr Nein wirklich das Glück raubte, als ob sie sein Leben in Schatten tauchte und ihm den Weg verlegte, zu dem er berufen war!

Frau Cadzand beharrte auf ihrer Weigerung; sie widersetzte sich und wurde traurig bei dem Gedanken, Hans durch sein kurz geschorenes Haar verhäßlicht zu sehen. Sein schönes Haar abmähen! Diese goldenen Ähren abschneiden! Sie sah im Geist schon den kleinen kahlen Schädel, wie ein Stoppelfeld, die dichten kurzen Haare, wie ein verkümmernder Rasen . . . Schließlich gab sie doch nach. Aber sie wollte den teuren Schatz nicht verschleudern lassen; sie wollte selbst mitkommen. Voller Schmerz sah sie sein üppiges Haar mehr und mehr fallen und den Schädel hervorkommen wie den eines Lammes bei der Schur. Aber wirft man die Schafwolle fort? Frau Cadzand stand bewegt in dem dunklen Friseurladen. Dann bückte sie sich und sammelte die seidigen Locken zusammen. Hans lächelte vor seinem Spiegel. Sein Gesicht verschmälerte sich jetzt zu asketischer Magerkeit, zur Schlankheit eines geschnitzten Elfenbeinkopfes. Er war auch s o schön, aber er war anders.

Frau Cadzand verfolgte bang diese Metamorphose; sein Kopf war jetzt wie der eines Kranken, wie vom Monde beschienen . . .

Als die Schur beendet war, nahm sie alle die abgeschnittenen Haare von Hans mit, diese reizende Beute von Seidenflocken, mit denen sie die trüben Tage ihrer Zukunft durchwirken wollte . . . Sie wickelte sie in einen alten Stoff ein. Sie wollte etwas Wolle und Daunenfedern hinzutun und ein Kissen daraus machen. Ist's nicht das gleiche? Sind Schwan, Lamm und Kind nicht Brüder?

Das weiche unschuldige Gemisch ward zum Kopfkissen ihrer Tage, zur heilkräftigen Unterlage für ihren leidenden Kopf, ihre häufigen Kopfschmerzen. Wenn sie das Haupt auf dies sanfte Kissen legte, war es ihr, als ruhte sie auf dem Antlitz ihres Sohnes.

3.

Hansens Frömmigkeit loderte noch heißer auf, als er unter die Chorknaben aufgenommen war. Ihn dünkte jetzt, daß er an den Kultzeremonien teilnahm, daß er eine Rolle in dem großen Schauspiel der Messe spielte. Zitternd kniete er hinter dem Priester, hob das Chorhemd während der Konsekration der Hostie auf, voller Stolz, Gott so nahe zu sein. Aug' in Auge mit der großen Sonne des Sakraments, senkte er den Blick, geblendet von dem Gold, den Strahlen, der diamantenen Taube, die auf der Spitze zitterte, dem durchsichtigen ungesäuerten Brote, das vom Scheine der nahen Kerzen oft wie aus göttlichen Wunden zu bluten schien.

Hans sang die Antworten mit bescheidener Stimme, deren leiser Silberklang neben dem tiefen Baß der Offizianten einherhüpfte, wie ein kleiner Bach neben dem breiten Strom, in den er einmündet . . . . (Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Zum neuen Jahre gehen die Betrachtungen und Hoffnungen unserer Bankkreise stark auseinander! Die Finanzleute zweiten Ranges, welche am liebsten von Vermittelungen leben und ihre Gründungs-, sowie Konsortialofferten von den leitenden Stellen jetzt beharrlich zurückgewiesen sehen, hoffen in ihrer Verzweiflung auf den boom (!) in Amerika. Indessen Herr Carnegie und Herr Schwab, die über die Aufhebung ihrer Stahlzölle entgegengesetzter Meinung sind, werden wohl bezüglich der Aussichtslosigkeit eines unmittelbar bevorstehenden booms völlig übereinstimmen. Unsere Hochfinanz aber, die noch durch ihre gesellschaftlichen Berührungspunkte mit der Diplomatie besonders nervös gehalten wird, kontrolliert morgens und abends die Depeschen aus Wien, um sich über den Stand der Hartnäckigkeit des Herrn Ahrenthal oder auch des Herrn Weckerle in Budapest zu vergewissern. In der Tat kann es keinem Zweifel unterliegen, daß ein ungewöhnlicher Teil unserer gegenwärtigen Abundanz eine ausdrückliche Disposition für den Fall auswärtiger Verwickelungen darstellt. Und die letztere Eventualität könnte ja schon zu Gefälligkeitsbeteiligungen an österreichischen oder ungarischen Anleihen führen, die zurückzuweisen ganz unmöglich sind. Wir würden in diesem Falle eine ebenso freundliche Miene zum bösen Spiel machen, wie es jetzt die französischen Banken bei der ihnen von ihrem Finanzminister empfohlenen russischen Emission zeigen. Wenn man entgegen allen solchen Befürchtungen auf den Winter verweist, so denken Weitsichtigere auch an den Frühling, welche Zwischenzeit erfahrungsmäßig mit friedlichen Noten und zugleich militärischen Vorbereitungen auszufüllen wäre. Unsere Industrie steht augenblicklich noch keineswegs im Banne dieser Erwägungen. Sie hat dies leider insoferne nicht nötig, als sie ohnehin einer allgemeinen Depression unterliegt, die zwar kaum eine Verschärfung, aber auch andererseits noch wenig Anhaltspunkte für eine Besserung bietet. Die wahre Geldflüssigkeit am deutschen Markte würde erst dann zu erkennen sein, wenn an einzelnen zufällig knappen Tagen Geld nur höher, aber doch nicht erst wirklich zu suchen wäre. In dieser Beziehung haben wir aber um die Mitte des Dezembers auffallende Erscheinungen erlebt. . . .

* * *

Signalschüsse aus Südamerika waren in letzter Zeit mehrfach zu vernehmen, besonders nachdem von englischer Seite ausdrücklich dementiert wurde, daß das Londoner Kabinett Argentinien irgendwie von Rüstungen abgeraten habe. Damit wird wiederum die Kriegsmöglichkeit berührt, welche hier an dieser Stelle wiederholt eingehend dargelegt wurde, ohne leider in der übrigen Presse ein Echo zu finden. In Wahrheit ziehen sich die Wolken zwischen Argentinien und Brasilien weiter zusammen, und in diesem Sinne kann es auch nicht gleichgültig sein, ob zum Beispiel die Herren in Rio de Janeiro unter irgendwelchen anderen Vorwänden sich große Anlehen zu verschaffen verstehen. Und sei dies auch nur eine Stadtanleihe, wie eine solche jetzt in Paris und London abgeschlossen worden ist, so bleibt doch die Garantie dafür sehr gering, daß nicht im Ernstfalle die betreffenden 2 Millionen Pfund nach anderen Kassen abgeschoben werden. Wenn man bedenkt, welche gewaltigen Handelsinteressen und auch Kapitalsinteressen in Brasilien und Argentinien für uns Europäer auf dem Spiele stehen, so wäre es in der Tat an der Zeit, über diese schon seit Monaten drohende Angelegenheit die Kabinette zu einer Stellungsnahme zu veranlassen. Es müssen irgendwelche geheime Ursachen vorhanden sein, daß bisher alles unterblieben ist, was auf eine rechtzeitige Intervention günstig einwirken könnte. Auch ist es nicht recht einzusehen, weshalb diesmal der Deutsche Reichstag erst eine Interpellation im englischen Parlament abwarten sollte, um von unserem Auswärtigen Amte öffentlich Auskunft zu verlangen.

* * *

Lieferanten und Steuerzahler! Eine offiziöse Erklärung in der „Post", die noch dazu als Organ von Großindustriellen gilt, berechtigt uns zu höchstem Befremden. Darin wird nicht nur vor Lieferungen nach Serbien gewarnt, das als Gegner Österreichs keinerlei Unterstützung unsererseits verdiene, sondern es wird noch ausdrücklich versichert, daß im Falle von späteren Zahlungsschwierigkeiten die Reichsregierung sich passiv verhalten solle. Schlimmer ist wohl mitten im Frieden noch selten der einheimischen Industrie mitgespielt worden. Da unserm Reichskanzleramt die an sich ganz kleine Anzahl von deutschen Fabrikanten doch bekannt sein muß, welche gegenwärtig Aufträge nach Serbien ausführen, so hätte sie schon indirekt, und sei es auch nur durch Vermittelung der betreffenden Handelskammer, Gelegenheit zu ihren Warnungen gefunden. Statt dessen ist irgendeine Ursache vorhanden, um vor der ganzen Welt, auch in einzelnen Maßnahmen Österreich Freundschaft zu erweisen, und hierzu scheinen deutsches Kapital und deutsche Gewerbtätigkeit gerade gut genug zu sein. Man bedenke, welche Ermunterung es für einen Balkanstaat bedeutet, — und welcher dieser Staaten zahlt überhaupt prompt! — sobald das Deutsche Reich öffentlich erklären oder auch nur andeuten läßt, daß es seine Bürger gegen böswillige Zahler nicht schützen werde. Wir möchten einmal den Sturm der Entrüstung sehen, wenn in Paris oder London ähnliche offiziöse Erklärungen den eigenen Bürgern den Schutz der Interessenvertretung entziehen würden. Mit demselben Rechte könnte unsere Fabrikation ja vor englischen und russischen Aufträgen gewarnt werden, die wir gewiß jederzeit mit Vergnügen akzeptieren. Allein Serbien ist ein kleiner Staat, dem diplomatisch zu nahe zu treten, leicht ist, und da kommt es wahrscheinlich auf eine Berücksichtigung unserer eigenen Bürger weniger an. Im übrigen sind sogar die „Hamburger Nachrichten", die doch in vieler Beziehung die Tendenzen der „Post" haben, längst der Ansicht gewesen, daß Deutschland hier auf recht eigentümliche Weise in ein großes, gefährliches Engagement hineingezogen worden ist.

* * *

Der erlöschende (?) Halbmond scheint Geschäftsaussichten emporblühen zu sehen, an die unter der Allmacht des bisherigen Sultans nicht zu denken gewesen ist. Sofort nach der neuen Konstellation machten wir auf die Möglichkeit aufmerksam, daß diplomatische Direktiven die Ottomanbank veranlassen könnten, ihr so enges Bündnis mit der Deutschen Bank langsam zu lösen. Dem scheint nunmehr klugerweise durch

einen Schritt der Deutschen Bank vorgegriffen worden zu sein, die entgegen der früheren Konkurrenzrücksicht endlich eine Filiale in Konstantinopel errichtet. Es gab Zeiten, in denen der deutsche Baumwollhandel in Alexandrien dringend einer solchen Vertretung bedurfte und dennoch entschied gegen eine solche lediglich die Freundschaft mit der Ottomanbank. Dies wird sich hoffentlich in Bälde ändern, ebenso in Smyrna, wo wir auch einer solchen Niederlassung dringend bedürfen. Das ist die Zukunftsstadt des Orients, die als solche von der deutschen Großindustrie, namentlich der elektrischen, schon seit Jahren erkannt worden ist. Einstweilen hat die Ottomanbank bereits öffentlich eine Studiengesellschaft mit mehreren Millionen gebildet, während dies deutscherseits wohl noch nicht als nötig erkannt worden ist. Wir sind eben dank unserer Technik und wohl auch unseres geschulteren Handels ungleich vorbereiteter für neue Geschäfte als die Franzosen, die, sobald sie uns zu entbehren haben, eine Anlehnung an die Engländer durchaus gebrauchen. Diese aber mit ihrem naiven, praktischen Egoismus werden dem neuen politischen Freunde schon manches neue Licht aufstecken. Für die Deutsche Bank beginnt von nun an eine außerordentlich große Ergänzung ihrer bisherigen Wirksamkeit, die ohnehin schon die halbe Erde umfaßt. Das Wichtigste bei Banken ist genau wie bei der Industrie die sichere finanzielle Leitung. So z. B. dürfen Aktienkapitalien niemals von den laufenden Tratten überschritten werden. Ebenso wie die moralischen Verantwortlichkeiten für ausgedehnte Provinzinstitute seitens der Deutschen Bank am allerehesten rationell vermindert werden müssen. Hoffentlich hat jetzt unser Botschafter in engster Fühlung mit der Hochfinanz gehandelt, als er auf der Pforte seine Erklärung zugunsten von Wertzöllen und Monopolen abgab. Besonders die letzteren könnten sonst innerhalb der internationalen Schuldenverwaltung zu bösen Meinungsverschiedenheiten führen. Leider weiß man unter den gegenwärtigen Verhältnissen niemals so recht, was dort unten als Schachzug, oder als wirkliche praktische Interessenbetätigung aufzufassen ist.

Deutsche, Slawen, Magyaren.

Von Pannonius.

Aus Budapest wird uns geschrieben: „Warum ist denn die slawische und die magyarische Welle so hoch gestiegen?“ Dieser erbitterte Ausruf stammt vom Professor Adolf Wagner her und ist in der Protestversammlung erklungen, die von den Lehrern und Studenten der Berliner Universität gegen die wüsten deutschfeindlichen Ausschreitungen in Prag veranstaltet wurde.

Die tiefe Verehrung für Ad. Wagners wissenschaftliche Bedeutung, eine Verehrung, die nirgends lebhafter als in Ungarn empfunden wird, kann kein Hindernis sein, ja sie gerade bildet einen starken Antrieb, die Frage aufzuwerfen, ob es politisch gerecht, ob es überhaupt politisch klar gedacht war, Slawentum und Magyarentum gerade in diesem Augenblick und in diesem Zusammenhange zu sammenzukoppeln?

In diesem Augenblick . . . An der Schwelle einer Wahlrechtsreform steht Ungarn in diesem Augenblick, die die Zahl der Wähler von 1,1 Million auf 2,9 Millionen zu erhöhen sich anschickt und in die das System der Pluralität nicht vorwiegend, nein, ganz ausschließlich zum Schutze der deutschsprachigen Bevölkerung des Landes gegenüber den slawo-rumänischen Massen eingefügt worden ist. Durch das dreifach abgestufte Wahlrecht erhöht sich die Zahl der magyarischen Stimmen bloß von 61,4 auf 62,2 Prozent, diejenige der deutschen aber von 11 auf 17 Prozent. Um noch konkreter zu sprechen, sei die Wirkung des Pluralsystems auf die beiden großen Sprachgebiete der ungarländischen Deutschen — auf die südungarischen Schwaben und die siebenbürgischen Sachsen — näher ins Auge gefaßt. Im Sachsengebiete Siebenbürgens gliedert sich die Bevölkerung in nationaler Hinsicht so, daß dort 182 311 Deutsche und 93 580 Magyaren einer kompakten Masse von 350 025 Rumänen gegenüberstehen. Es liegt auf der Hand, daß bei gleichem Wahlrecht das deutsche Element, das bloß 29 v. H. der Bevölkerung ausmacht, von der rumänischen Mehrzahl rettungslos hinweggespült würde, da das Rumänentum nicht weniger als 55,9 v. H. der

Gesamtbevölkerung beträgt. Durch die Wahlreform wird nun der deutschen Minderheit die unbestrittene politische Herrschaft in diesen Komitaten gewährleistet, indem 39,8 v. H. der Einzelstimmen und vollends 58,6 v. H. der Pluralstimmen dem Deutschtum zufallen, so daß letzteres, wiewohl noch nicht ein Drittel der Bevölkerung, über die absolute Mehrheit der abzugebenden Stimmen verfügen wird.

Gleich kräftigen Schutz bietet die Vorlage den Deutschen Südungarns, die bloß 31,5 v. H. der Bevölkerung ausmachen und dennoch 38,1 v. H. der Einzelstimmen und 40,4 v. H. der Pluralstimmen erhalten, während in demselben Gebiet auf die Magyaren, die dort 24,8 v. H. der Bevölkerung betragen, von den Einzelstimmen bloß 24 v. H. und von den Pluralstimmen bloß 26 v. H. entfallen.

Man darf nun billig fragen: Ist den ungarischen Staatsmännern, die sich bisher nicht eben durch flammende Begeisterung für deutsches Wesen auszeichneten, die Liebe für das Deutschtum über Nacht ins Herz geschossen? Nein, nichts dergleichen ist wahrlich geschehen. Nur ihre in schwierigen Zeitläuften stets bewährte politische Klugheit, ihr gesunder Lebenstrieb hat sich, so wie sie daran gehen mußten, dem slawischen Volkselement durch das allgemeine Wahlrecht eine stärkere parlamentarische Vertretung zu geben, zum Worte gemeldet.

Sie mußten sich darauf besinnen, daß Ungarn den lebendigen Isthmus bildet und auch fernerhin bilden muß, der das Ineinanderströmen der südlichen und östlichen mit den nördlichen und westlichen Slawenmassen verhindert. Ist dieser Isthmus einmal durchstochen, das bislang durch ihn auseinandergestaute Element zusammengeströmt, so hat man es mit einer Hochflut zu tun, die sich nicht damit begnügen wird, das tausendjährige historische Gebilde des ungarischen Staatswesens hinfortzuspülen, — diese allslawische Hochflut wird mit allem Ungestüm ihres expansiven Dranges sich dann gegen das Germanentum wälzen und zunächst Österreich in ihre Gewalt zu bekommen suchen.

Von diesen Erwägungen gingen die ungarischen Staatsmänner offenbar aus, als sie das neue Wahlrecht geradezu dem ungarländischen Deutschtum auf den Leib zuschnitten. Welche Fehler auch ungarischerseits in der Vergangenheit nach dieser Richtung hin begangen worden seien, man muß sagen, die Umkehr zu der einzig richtigen Politik ist noch in zwölfter Stunde mit mannhafter Entschlossenheit ins Werk gesetzt worden. Im innigsten Zusammengehen des magyarischen Elements mit dem Deutschtum zu einträchtigem Schutz und Trutz wider die slawische Gefahr besteht der Kern dieses neuen Kurses der ungarischen Staatspolitik. Sie bedeutet eigentlich ein Zurückgreifen auf die klassischen Überlieferungen Franz Deáks und des Grafen Julius Andrássy, die in ihrem Ausgleichswerke vom Jahre 1867 die dualistische Monarchie auf der magyarischen Hegemonie in Ungarn und auf der deutschen Hegemonie in Österreich aufbauten. Wenn im weiteren Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung das österreichische Deutschtum seine ihm ursprünglich eingeräumte Vormachtstellung nicht zu behaupten vermochte und sich von Tschechen, Slowenen und Polen Schritt um Schritt aus ihr verdrängen ließ, so ist Ungarn an dieser unheilvollen Wendung unschuldig. Reichsdeutsche Beobachter der politischen Entwicklung Österreichs sollten aber niemals vergessen, daß es Graf Julius Andrássy war, der Hohenwarths Fundamentalartikel in letzter Stunde zerrissen und hierdurch den Anschlag slawisch-föderalistischer Zersetzung vom lebendigen Organismus des Habsburgreiches abgewehrt hat. Und wenn seit der Ära Taaffe den Deutschen in Österreich ab und zu doch immer wieder Gelegenheit geboten wurde, durch gouvernementale Versuche, zu denen sie zugelassen wurden, sich in die alte Vormachtstellung wieder emporzuarbeiten — Versuche, die leider samt und sonders erfolglos blieben — so wird eine künftige Geschichtsschreibung unschwer feststellen können, welch namhaften Anteil daran aktiver ungarischer Einfluß, oder doch Rücksichtnahme auf Ungarns politische Stimmungen hatten.

Um nun auf Prof. Wagners Wort von der so hoch gestiegenen „slawischen und magyarischen Welle" zurückzukommen, so darf man schon auf Grund des bisher Erörterten fragen, wie ein so klarer Kopf und ein so scharfes Auge in den Fehler verfallen konnte, diese beiden inkommensurablen Dinge miteinander zu verkoppeln? Schon daß

während in Prag die körperliche Sicherheit der Deutschen durch Verhängung des Standrechts geschützt werden mußte, in Ungarn eine Wahlrechtsreform im Zuge ist, die in den deutschen Enklaven den Deutschen trotz ihrer Minderzahl die Mehrheit der abzugebenden Stimmen sichert, hätte zu einem Auseinanderhalten der slawischen von der magyarischen Welle anraten sollen.

Nein, wahrlich — nicht gleichzeitig können slawische und magyarische Wellen hochsteigen, gleichwie slawische und germanische Machtbestrebungen nicht einander ergänzen und unterstützen können. Wo immer ein slawischer Wellenberg zu sehen ist, da muß nach unserer Auffassung zu seinen beiden Seiten ein germanisches und ein magyarisches Wellental zu finden sein.

In Ungarn hat man dies bereits erkannt und sich neuestens auf diese Erkenntnis hin eingerichtet. Wenn nichts anderes, so sollte doch die Schadenfreude, die in slawischen Augen jedesmal, wenn deutsche Hände sich gegen die ungarische Staatsidee erheben, aufleuchtet, die öffentliche Meinung des deutschen Volkes daran gemahnen, sich auch seinerseits dieser Erkenntnis nicht weiter zu verschließen.

Eine endgültige Verständigung in der Marokkofrage?

Von Adolph von Flöckher.

Der glücklicherweise durch die Schiedsgerichts-Vereinbarung seiner akuten Gefährlichkeit beraubte Zwischenfall von Casablanca hat die unliebsame Lage in Marokko mit einem grellen Schlaglicht beleuchtet. Es mag ja recht witzig klingen, wenn ein Redner im Reichstage den Vorschlag machte, Fälle der Art in Zukunft einem bekannten alten Amtsrichter beim Berliner Gericht vorzulegen, der eine außerordentliche Routine besitze, eine Vergleichsform zu finden, wenn Müllers und Schulzes prozessieren, weil ihre Kinder sich in die Haare geraten sind. Ganz so einfach, wie sich hier die marokkanischen Händel in dem Kopfe eines deutschen Volksvertreters malen, ist die Regelung schwebender diplomatischer Fragen zwischen zwei großen Staaten, die einander Gewehr bei Fuß gegenüberstehen, denn doch nicht. Und außerdem ist der Casablanca-Zwischenfall leider nicht der einzige Reibungspunkt zwischen uns und Frankreich in Marokko.

Aus den Differenzen wegen Marokko kann eines Tages ein deutsch-französischer Krieg entstehen, wenn nicht von beiden Mächten mit peinlichster Vorsicht alles getan wird, um die entstandene Spannung auszugleichen und womöglich zu beseitigen. So wie es jetzt ist, geht es keinesfalls noch lange Zeit weiter. Frankreich kann jetzt in Marokko nichts erreichen, weil Deutschland jeden Schritt überwacht und jeden Schritt von dem durch die Algeciras-Akte vorgezeichnetem Wege verhindert oder rügt. Deutschland kann ebenfalls nicht viel in Marokko durchsetzen, weil Frankreich seine Okkupationsarmee dort hat, die Häfen besetzt hält und den internationalen Handel auf alle erdenkbare Weise erschwert und unterbindet. Marokko selbst geht dabei zugrunde. Seine Verbindlichkeiten werden auf ungefähr 200 Millionen Franken anschwellen, wenn Frankreich ihm auch noch die Kosten der Casablanca-Expedition aufbürdet. Deutschland hat allein 20 Millionen zu fordern. Wer will aber sagen, wann diese Schulden beglichen werden können? Nicht einmal die Zahlung der Entschädigungsgelder aus Anlaß des Bombardements von Casablanca erscheint zurzeit gesichert.

Die an sich schon sehr verwickelten Verhältnisse werden noch komplizierter dadurch, daß die französische Regierung nicht einheitlich auftritt. Clemenceau denkt anders über Marokko als Pichon, und d'Amade und Regnault setzten durch ihre von den Instruktionen abweichenden Handlungen beide in Verlegenheit. Die Franzosen versichern immer wieder mit den feierlichsten Worten, daß sie sich genau an die Algeciras-Akte halten wollen, und im nächsten Augenblicke setzen sie sich mit ihren Taten schon wieder über sie hinweg — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, wie sie dann zur Entschuldigung sagen, wenn sie eine solche überhaupt für erforderlich halten. Der offiziöse „Temps" malt Deutschlands marokkanische Pläne in den schwärzesten Farben und leitet daraus

das Recht Frankreichs her, Gegenmaßregeln zu treffen. Pichon pflegt dann die Auslassungen des „Temps“ zu desavouieren, aber leider hat es das Schicksal bis jetzt immer so gefügt, daß die vom „Temps“ proponierten Schritte nachher auch tatsächlich in Marokko zur Ausführung kamen.

Natürlich kann dieses beständige Spiel mit dem Feuer nicht ewig dauern und kann über kurz oder lang verhängnisvoll werden, sobald einmal ein Zwischenfall entsteht, der den Chauvinismus an einer verwundbaren Stelle trifft und zum Überkochen bringt. Der Trost, daß in Frankreich viele vernünftige Männer sind, die den Krieg nicht wollen, und daß es in Deutschland noch weniger Leute gibt, die wegen Marokkos an die Entscheidung des Schwertes appellieren wollen, ist ein sehr geringer, denn in kritischen Zeiten beherrscht, wie die Erfahrungen der Geschichte zeigen, eine Minorität von Chauvinisten Paris und damit ganz Frankreich, und dann würde entweder der Fall eintreten, daß man in Paris wie 1870 „à Berlin“ ruft oder daß man uns so gröblich beleidigt, daß uns nichts anderes übrig bleibt, als das Schwert zu ziehen.

Und doch ist jetzt die Möglichkeit einer für beide Teile ehrenvollen Beseitigung der Spannung vorhanden. Das Mittel dazu ist gar nicht so fernliegend und bei einigem guten Willen sehr wohl eine Verständigung auf wirtschaftlichem Gebiet und eine Berücksichtigung der beiderseitigen Interessen möglich.

Zunächst wäre eine Regelung der marokkanischen Staatsschuld durch eine gemeinsame deutsch-französische Anleihe denkbar. Mit einem Schlage würde dadurch Marokko die Möglichkeit gegeben werden, selbst Hand an die Sanierung der Verhältnisse zu legen und sich den von der Algeciras-Konferenz bestimmten Arbeiten für die Entwicklung und Organisation des Landes zu widmen. Sind einmal erst geordnete Zustände wiederhergestellt, so ist gar nicht einzusehen, weshalb nicht deutsches und französisches Kapital sich gemeinsam an marokkanischen Konzessionen beteiligen sollte, wie es an vielen anderen Punkten der Erde zu beiderseitigem Vorteile geschehen ist.

Immerhin wird es gut sein, Zurückhaltung und Ruhe zu beobachten, bis der Moment gekommen ist, wo Frankreich die Überzeugung erlangt hat, daß es uns dahingehende Vorschläge machen muß. Tout arrive à point à qui sait attendre.

Das jüngst erschienene französische Gelbbuch bestätigt den Eindruck der Reibungen und liefert, infolge der Auswahl und Gruppierung des Stoffes, naturgemäß ein etwas einseitiges Bild, das voraussichtlich in dem demnächst zu erwartenden deutschen Weißbuch einige Korrekturen erfahren wird.

Die chinesische Ausstellung.

Von Georg Hermann.

Ein bedeutsamer Kunsthistoriker schrieb einmal, daß es der Wunsch seines Lebens sei, eine Kunstgeschichte zu schreiben oder zu lesen, in der kein einziger Künstlername vorkäme, in der man z. B. die Malerei als eine homogene Masse betrachte, die langsam, langsam sich umforme, weniger durch den Einfluß des Einzelnen als unter dem Einfluß einer ständig schaffenden Gesamtheit. Nun — für die chinesische Ausstellung in der Akademie ist dieser Wunsch erfüllt. Man sieht keine Persönlichkeiten, will keine sehen. Man sieht nur die Malerei, sieht langsame Entwicklung, Umformung, sieht klar die Gesetze, nach denen sich diese Kunst aufbaute, fühlt die Prinzipien der Dekoration, die sie aufstellt, den Geschmack, den sie bevorzugt. Man steht einer uralten Tradition gegenüber, der sich auch der Selbständigste nicht entziehen konnte und wollte. Höchste Kalligraphie der Linie! Rhythmus! Intimste Naturbeobachtung im Kleinen (die im Großen oft versagt!) Nur Andeutungen des Raumempfindens! Farbengeschmack von feinster dekorativer Eigenart! Vieles tat die Zeit, die die Bilder brünierte, Farben verschmolz und auf den Ton alter Ledertapeten und Seidenstoffe brachte. Vieles — ach leider all zu vieles taten bei diesen Ausstellungen plumpe Restauratoren, geschmacklose Illuminaturen, Fälscher von Siegeln und Signaturen. Immerhin es bleiben ein Dutzend — nein vielleicht neun — erstklassige Schönheiten und die übrigen Hunderte sind noch originelle, oft prächtig-seltsame Flecken an der Wand. Ganz gleich, was sie darstellen, sie

bezaubern uns — auch wenn das kritische Auge an ihnen Korrekturen und Schwächen wahrnimmt — bezaubern uns durch ihr eigenartig exotisches Parfüm. Sie setzen uns in Staunen, weil sie alles schon enthalten, was Japans Kunst zu bieten hat, nur verstärkt durch die größere stilistische Kraft der älteren Kultur. Für die chinesische Kunst, für die chinesische Malerei soll ja diese Ausstellung ziemlich problematisch sein, doch hat sie den Vorzug der ersten und genügt uns zurzeit, weil sie uns den Geschmack von den Dingen gibt.

Ein Philister-Roman.*)

Von Max Brod.

Es ist, als hätte Hamsun nach seinen „Schwärmern", nach dem Buch rhapsodischer, entgleisender, mühsam ins Geleise zurückgebrachter Existenzen, diesmal den Roman ordnungsmäßiger Gesinnungen schreiben wollen. Ein wunderschönes Buch ist es auch diesmal geworden, denn natürlich wendet sich ins Beste, was dieser Meister anpackt. Und allen zur Lehre, die nur im Extravaganten das Gebiet zukünftiger Schönheit zu betreten glauben. Ihnen hat schon Flaubert gesagt: „Nur die Gemeinplätze und die bekannten Gegenden sind von unerschöpflicher Schönheit." Und so ist es richtig, wenn man es recht versteht.

Post-Benoni, der Akteur des neuen Romans, hat unter allen Hamsun-Helden eine ganz einzige Stellung. Er ist nämlich gar nicht, aber auch nicht ein kleines bißchen seltsam. Er ist so konsequent und stockig unseltsam, er ordnet sich so den Ansichten seiner Mitmenschen, der bürgerlichen Moral unter, daß er in aller Bescheidenheit . . . doch wieder gerade sehr seltsam wird, gleichsam von hinten herum. Der gute Kerl! So stolz ist er darauf, daß er im Ansehn der Leute steigt, weil ihm ein Heringsfang glückt. Die Leute nennen ihn schon mit „Sie", mit dem Zunamen. Das ist sein höchstes Glück. . . . Kaum begreiflich, wie ein Mensch so aus nichts als aus seinem Ruf bestehen kann. Hamsun, Schüler Dostojewskis, macht es selbstverständlich, in kleinen psychologischen Hilfskonstruktionen. Er stellt den wackern Benoni in ganz primitives Milieu, in die Mitternachtssonne. Sirilund heißt das Einöd-Gut, wir kennen es schon aus dem „Pan", kennen schon die armen Fischer, den Dorfklatsch, den allmächtigen Kaufmann Mack. Und so wundern wir uns kaum mehr, wenn wir in dieser eintönigen, stets mit sich selbst nur beschäftigten Welt auf den gutmütigen, ungeschickten, herzensbraven Egoisten stoßen, der Benoni ist. Nun hören wir gern sein Leben erzählen, manches gelingt ihm, manches nicht, herauf, hinunter, schließlich wird er sehr reich, vielleicht heiratet er sogar noch die schöne Pfarrerstochter, die er lange genug sich gewünscht hat. . . . Überflüssig zu erwähnen, daß das Buch wie eben von Hamsun die herrlichsten Details hat. Viele Stellen vergißt man im Leben nicht mehr. Da ist die Beschreibung eines Schweineschlachtens, schwärzester Humor, da gehn zwei idiotische Dorfarme durch das Buch, neue Typen der Weltliteratur, da gibt es Biegungen, Situationen, Blitze im Gespräch, die mich in Zittern bringen. . . Hamsuns Stil hat eine Entwicklung durchgemacht. Er ist knapper, sachlicher geworden. Statt der Lyrismen Tatsächliches; selten mehr findet sich dieses Echo der Sätze, das Nachstammeln wie im äußersten Affekt. Das ist zu registrieren. Es steckt eben noch anderes in dem Dichter als die Hymnen der „Viktoria", die Labyrinthe der „Mysterien"; nicht Besseres, nicht Schlechteres, einfach anderes. Geblieben ist aber die zauberhafte Undurchsichtigkeit, diese ganz individuelle Erzählweise Hamsuns, die alle Geschehnisse wie durch das Medium einer unweltmännischen Seele nur erraten läßt, die alles verkleidet, in raffinierte Simplizität, und ihr Originales in die feinste Faser des Werkes noch senkt. So als Original stellen wir Hamsun über die größten Autoren des Nordens, über Strindbergs Goethefestigkeit und den Knalleffekt Jensen, wiewohl wir auch diese sehr lieben.

---

*) Benoni, Roman von Knut Hamsun. Verlag Albert Langen.

Credo quia . . .

Von Gobbo.

Der Weg der Erkenntnis ist ein dorniger Pfad; überdies dürfte er schwerlich je an ein Ziel führen. Wenn wir meinen, den letzten Dingen ein paar Schritte näher gekommen zu sein, merken wir bald, daß uns ein Trugbild genarrt hat. Das Ergebnis unserer erkenntnistheoretischen Wanderungen pflegt ein betrübendes zu sein. So klug wie zuvor kehren wir zum Ausgangspunkt zurück, nur verstimmter und unlustiger zu neuer Suche nach Wahrheit: Glauben, Zweifeln, Wissen, Verzweifeln und wieder — Glauben, Zweifeln und so fort in ewigem Kreislauf. Die jeweilige Etappe aber halten wir für die Endstation. Daher verachten wir in einem Zeitalter des Glaubens die Zweifler und jene, die mit ihrem Wissen prahlen, in einer Epoche des Wissens dagegen jene, denen alles ebenso wie jene denen nichts, nicht einmal die Wissenschaft, heilig ist.

Wir, die wir unter dem strengen Regiment der Wissenschaft leben, sind also sehr geneigt, alles erklären zu wollen, dem Unerklärlichen gegenüber jedoch Vogelstraußpolitik zu treiben. „Unbekannte Naturkräfte" gibt es nicht; mit „Rätseln des Seelenlebens" braucht man sich nicht zu befassen. Die Vertreter der Naturwissenschaften, die mit Vorliebe die Exaktheit ihrer Methoden rühmen, werden zornig, sobald man von mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur spricht. Um sich mit ihnen abzufinden, wendet man dreifache Politik an: Man leugnet entweder die Wirklichkeit derartiger Erscheinungen, oder man stellt sie ohne weiteres als Humbug hin, oder aber man ist „objektiv". Diese Objektivität äußert sich darin, daß man zwar wissenschaftliches Entgegenkommen bekundet, allein in einer Weise, die uns höchst unwissenschaftlich anmutet. Wenn man nämlich verlangt, es sei zur wissenschaftlichen Anerkennung telepathischer Fälle notwendig, daß man sie aus freien Stücken wiederholen könne, so verwechselt man Beobachtung und Experiment. Genau so gut hätte man das Recht zu fordern, daß ein Komet auf Wunsch und sofort erscheinen müsse, um seine Existenz glaubhaft nachzuweisen. Die telepathischen Fälle sind Beobachtungen und nicht Versuche; man erlebt sie, aber man produziert sie nicht. Ihr Studium gleicht dem der Astronomie und Meteorologie, nicht aber dem der Chemie und Physik . . .

Diese Bemerkung Flammarions macht mir sein jüngst ins Deutsche übersetzte Werk „L'Inconnu"*) besonders wertvoll, denn es enthebt mich von vornherein der Sysiphusarbeit, gegen jene zu polemisieren, die nur ein Beweismaterial als absolut einwandfrei gelten lassen, das durch Experimente nachgeprüft zu werden vermag. Zu untersuchen bleibt vielmehr nur, welchen Wert man der von Flammarion veranstalteten Umfrage über geheimnisvolle Kundgebungen und Erscheinungen von Sterbenden oder Toten, Vorahnungen von Unglücksfällen und dergleichen beizumessen hat; eine Enquete, die ihm 4280 Antworten einbrachte. Von den Antwortenden verneinten 2456 die Frage, ob sie von derartigen Erlebnissen zu berichten wüßten, 1824 bejahten sie . . . Ich weiß schon: „Zweifelhaftes Material!" Muß ich ausdrücklich betonen, daß ein Gelehrter wie Flammarion zu sondern und zu sichten versteht? Gewicht legt er nur auf 786 Briefe, in denen ihm 1130 Fälle der verschiedensten Art geschildert werden. Und die Beobachtungen, die in diesen Briefen niedergelegt sind, klassifiziert er folgendermaßen: „Manifestationen und Erscheinungen Sterbender — Manifestationen nicht kranker, lebender Menschen — Manifestationen und Erscheinungen Toter — Sehen von Ereignissen, die sich in der Ferne abspielen — Vorahnungen in Träumen — Vorhersehen der Zukunft — Erscheinungen von Verstorbenen im Traum — Eintreffen von Vorahnungen — Vorgeahnte Begegnungen — Doppelgänger — Gedankenübertragung in die Ferne — Parallele Empfindungen — Rufe, die in weiter Ferne gehört werden — Verriegelte Türen, die sich von selbst öffnen — Häuser, in denen es spukt — Spiritistische Erfahrungen". Scheiden wir um des lieben Friedens willen das große Gebiet dessen aus, das gemein irdische Existenzen wie Taschenspieler und Hochstapler

*) Flammarion: Rätsel des Seelenlebens, übers. von Gustav Meyrink (Julius Hoffmann-Stuttgart 1909).

der Sphäre des Übersinnlichen mit Geschick und Erfolg zu entreißen suchen, also alles „Spiritistische", halten wir uns ferner nicht bei den Rätseln der tierischen Psyche auf und geben wir schließlich zu, daß eine ganze Anzahl der mitgeteilten Tatsachen mit den zurzeit giltigen Gesetzen der Naturwissenschaften, wenn diese von einem klugen Richter interpretiert werden, eigentlich gar nicht in Konflikt geraten, so bleibt in Flammarions Briefsammlung immer noch ein sehr ansehnlicher Rest von „Unerklärlichem". Und ist auch nur ein kleiner Teil des dort von räumlichem und zeitlichem Fernsehen Erzählten wahr, so dürfen wir mit vollem Recht von „unbekannten Naturkräften" und „Rätseln des Seelenlebens" sprechen. Ich bin vorurteilsfrei genug zu bekennen, daß ich die Angaben dieser Briefe nicht etwa deshalb für subjektiv oder gar objektiv wahr halte, weil sie aus den Leserkreisen der „Annales politiques et littéraires", der „Revues des Revues" und des „Petit Marseillais" stammen, die Briefschreiber also zum großen Teil den gebildeten Ständen angehören. Allein aus ähnlichen Individuen setzt sich doch wohl auch das Publikum zusammen, das den Männern der Wissenschaft Mitteilungen macht über Kugelblitze, über den Fall von Meteoren, über Luftspiegelungen usw. Daß man Meteorsteine findet, beweist ja nichts für ihre Herkunft, und daß man heute Kugelblitze und Luftspiegelungen zu photographieren vermag, rechtfertigt nicht, daß man solche Erscheinungen auch schon vordem als wissenschaftlich erwiesen hat gelten lassen. Hier wie dort hat man es mit Beobachtungen zu tun; hier wie dort entstammt das Gros der Beobachtenden Kreisen, die gleichen Standes und gleicher Bildung sein dürften.

Ich höre einen Einwand: Die astronomischen wie die meteorologischen Erscheinungen widersprechen dem heutigen Stande unserer metaphysischen, psychologischen und physikalischen Erkenntnis nicht, die telepathischen wohl, *folglich* handelt es sich entweder um rein subjektive Empfindungen im Gehirn des oder der Beobachtenden, um *Halluzinationen* einzelner oder mehrerer oder um reine *Zufälligkeiten*. Dieses „*folglich*" aber ist *unlogisch*. Denn zu einer Deutung des Zusammenhangs der Dinge nach dem „Prinzip der Ökonomie des Denkens", die unter den möglichen Verknüpfungsweisen die einfachste als die Richtige zu wählen befiehlt, hat man gerade vom Standpunkt der Allerexaktesten, der „Phänomenalisten" nicht das geringste Recht. Das ist keine Beschreibung mehr, sondern eine Erklärung und obendrein eine durch und durch dogmatische; die Vorstellung, daß diejenigen Verknüpfungen, die für unser Denken am bequemsten auszuführen sind, auch die objektiv richtigen seien, kann nur in anthropozentrischen Hirnen beheimatet sein.

Vielleicht beruhen aber all die seltsamen Tatsachen, die Flammarion berichtet, wirklich nur auf Zufall, das wäre freilich ein merkwürdiger — Zufall. Indes eine Wissenschaft, die exakt zu sein vorgibt, sollte nicht gar so schnell zum Zufall Zuflucht nehmen. Läßt sie den in dem weiten Reiche des Unerklärten und Unerklärlichen herrschen, so bekennt sie sich damit für besiegt. Denn *für die Wissenschaft* darf es ja gar *keinen Zufall* geben. Jeder Zufall bedeutet nichts anderes als ein nur vorläufig noch unentwirrbares Knäuel von Ursachen und Wirkungen. Dies Durcheinander mag aus Fäden bestehen, die wir schon kennen, wenn mir beispielsweise „zufällig" ein Ziegelstein auf den Kopf fällt, so ist meist nicht schwer zu sagen weshalb und warum, und es lohnt sich also kaum in dieser Sache eine andere Wissenschaft als die Medizin zu Hilfe zu rufen. Allein noch kennen wir nur sehr wenige von den Drähten, an denen wir als Marionettenfiguren über die Erde tanzen, und wenn wir keine „tanzenden Männerchen" bleiben wollen, so heißts unverdrossen jedem Draht nachgehen, auch auf die Gefahr hin, daß wir uns im Kreise drehen. *Wagender Wissenschaft* taugt ein mutiges „*Credo*" wahrhaftig besser als ein resignierendes „*Ignorabimus*." Nicht Tertullians phantastisch-mystisches: Credo quia absurdum est, auch nicht des heiligen Anselmus von Canterbury fromm-vernünfteindes: Credo ut intelligam, sondern eines, das Kraft gibt, den ewigen Kreislauf immer wieder von neuem hoffnungsfreudig zu beginnen:

Credo quia possibile est!

Der blinde Peter.

Von Max Hochdorf.

Ödipus verläßt wehklagend und in brennender Blindheit den Palast seiner Plagen. Teirosias schlürft durch mächtige Königshallen, und sein Auge ist für alles Irdische verschlossen. Dem ekligen Polyphem ist das einzige Stirnauge ausgeglüht und er tappt um sich, wütend und dröhnend durch die Dunkelheit taumelnd. Diese Wesen des Mythos sind durch ihre Blindheit erhöht worden. Etwas Mächtiges lebt in ihnen, Kräfte, die imstande sind, an den Himmel zu rühren. Aber wir kennen noch andere, ärmere, elendere Menschen, die in Blindheit einherwandeln. Wir treffen sie vor dem Grabe des Propheten Muhammed, an der Klagemauer des zerstörten Jerusalem, auf den Marmorstufen des zerbröckelnden Parthenon in Athen. Sie sind Bettler, die am Boden liegen, die mit ihren nächtlichen Gebresten prunken, die es brauchen, um sich einen schmutzigen Kupfer, ein Stück schimmligen Brotes zu erwerben.

Zwischen den Heroen der Blindheit und den Heloten der ewigen Nacht soll es keine anderen Wesen geben. So meint wohl die Menge der Menschen. Und während wir staunen über das, was aus der Seele nichtsehender Helden emporwuchs, wenden wir uns, bedrückt, vielleicht auch angewidert, von den Kleinen, die auf allezeit im schwarzen Schatten stehen. Poeten lieben es, blinde Menschen ewig weinen zu lassen, den Mut ihrer Entsagung ins Unendliche zu heben, die Schmach ihres Entbehrens niederschmetternd zu beschreiben. Oder sie predigen, daß diese Gezeichneten sich vollkommen von der Häßlichkeit abschließen dürfen, um ein wundervolles Leben im schmelzenden Gemüte zu führen. So tat es noch jüngst die blinde Poetin Helen Keller, die in einem rührenden Buch von der Pracht ihres Innern erzählte. Glückliches Mädchen! Das stets eine sanfte Leiterin ihrer Schritte hatte, das sich anschmiegen durfte und gehütet wurde, wenn ein lautes, scharfes, gefährliches Leben ihre Zartheit beschädigen wollte. All diese Blinden sind fast ungewöhnliche Wesen, entweder einem überschwenglichen Glück unterworfen oder jener Not, die nur den schrecklichsten Auswurf des Lebens trifft.

Nun gibt es noch andere Blinde. Kinder, die aus dem Mittelstande kommen, in gewöhnlichen Bürgerwohnungen aufwachsen, aus denen keine feierliche Seele sprüht, die auch niemals sonderlich zur Vernichtung reif sind. Blinde sind das, deren Schicksal niemand sieht, niemand hört, die sich durch ihr Leben ringen, wie es unsere tausend, tausend Brüder auch tun, bis der Priester den letzten Segen über sie spricht.

Über solche Blinde ist soeben ein merkwürdiges Buch erschienen. „Uferdasein" heißt es. Der Verfasser ist Oskar Baum, der selber die Sehkraft verloren hat: — Axel Juncker, Stuttgart. — Für einen solchen stillen Blinden des Alltags sind die Verhältnisse des Daseins viel verworrener und schwieriger. Er möchte sich sein Geschick ohne Lärm gestalten. Er möchte, wie alle Kämpfer im Lebensstreite, am Ende siegen. Aber er hat doch ein Gebrechen. Wie kann sich ein Lahmer vermessen, in die Reihe der Schnelläufer einzutreten? So fragen wir, wenn uns noch unbekannt ist, wie tüchtig Blinde die Dinge des geschäftlichen Verkehrs bewältigen. Oskar Baum ist beinahe ein Dichter, und da er vom Schicksal seiner Leidensgenossen erzählt, sollte man glauben, daß er von furchtbaren Tragödien zu berichten hätte. Nein, er tut das nicht. Die Fügung, die über seinen Geschöpfen waltet, ist nur ein winziges verschieden vom Erlebnis, dem wir alle begegnen. Der erste Held in diesem Buche heißt Peter. Die andern führen zwar einen andern Namen, aber der Name ist nur die Maske. Der Mensch bleibt der gleiche. Er bleibt der blinde Peter.

Solch Unglücksmensch kommt auf die Blindenschule. Als er sie mit mannigfachen Fertigkeiten verläßt, im Besitze geistiger Nahrung, ausgebildet und entwickelt in seinen künstlerischen Talenten, da bäumt sich etwas auf im blinden Peter. Der Lehrer, der selbst zu jeder Stunde das Sonnenlicht schaut, verlangt von seinem Zögling Dankbarkeit. Und der Zögling fragt sich: Warum denn das? Mir hat die Natur alles gegeben, was gute Anlagen bedeutet und mein Lehrer, der Heuchler, tut nun so, als wäre ich ein hilfloses Tier gewesen, als habe er erst aus dem hilflosen Tiere das geistige Menschlein geformt? Solch Trutzgedanke des blinden Peter ist schön. Er ist auch neu, und die

Wahrheit ist darinnen enthalten, daß wir nicht mit überflüssigem Mitleid, auch nicht mit verlogener Überhebung den Blinden begegnen sollen. Wer nicht darin geübt ist, das Gebrechen des blinden Peter sofort zu erkennen, merkt nichts von seiner Not. Peter ist ein ganzer Mensch. Er will nicht als halber angesehen werden. Und so dürfen wir mit Recht wohl sagen, daß ihm der Kampf ums Leben nicht schwer wird.

Doch andere Dinge verwunden ihn. Es ist vor allem die Liebe. Ja, der Peter verspürt nur den Atem der Frauen, aus ihrer Stimme, aus dem Wiegen ihres Ganges, aus der Süßigkeit oder der Herbheit ihrer Worte, aus der Art ihres Händedruckes rät er, träumt er von der ganzen Frau. Es ist merkwürdig, er irrt sich nie. Die Hexe fühlt er auch da, wo er nicht ihre Hasenscharte, ihre Krallenfinger sieht. Und, er beugt sich vor der angenehmen Schönheit, obwohl er verzichten muß, mit zufriedenen Augen sie zu bewundern. Da er geschickt ist, die Notdurft des Lebens schnell abzutun, bleibt ihm für das Feiertägliche viel Zeit. Er ist viel zusammen mit den Hegerinnen unserer Muße, mit den Frauen. Da sie ihm mit Schluchzen entgegentreten, mit überquellender Weichheit ihn beklagen wollen, stößt er sie, fast hochmütig, fast entsetzt, zurück. Als sie nun begriffen haben, hier wirbt kein Krüppel um sie, sondern ein reifer, ebenbürtiger Mensch, da klingen die Seelen der Frauen im anderen Ton. Der blinde Peter findet das Vertrauen eines Mädchens. Die beiden wollen Hochzeit machen. Als Gatte und Gattin im ehelichen Bette erwachen, da gesteht sie ihm ein Geheimnis, seltsam und für den Seelenforscher sehr bewegend. Hätte die junge Gattin gewußt, daß ihr Herr die Schönheit ihres Leibes mit gesunden Augen bestaunen würde, sie hätte es nicht gewagt, sich ihm so schnell, so hüllenlos hinzugeben. Die Blindheit, meint Peter, ist kein Hindernis zum Glück, sie wirkt, daß zwei Menschen eines werden, ohne das zeremoniöse Spiel, das die Sitte ihnen vorschreibt. So deutet der arme Peter sein Gebrechen. Wir wollen ihn nicht schelten.

Und er spricht von Lebensdingen, die viel, viel düsterer sind, nicht von solcher Leichtigkeit begnadet. Scheu sitzt der blinde Peter in seinem Heime. Ängstlich wacht die Mutter, daß ihm gar kein böses Quälendes geschehe. Aus dem Knaben ist ein Jüngling geworden. Und in dem Jüngling regen sich die Gefühle des Mannes. Aber er traut sich nicht in die Welt zu gehen und das zu suchen, was sein Blut verlangt. Da liegt er denn sehnend in der Nacht. Da sind seine Träume verzehrend und verheißend zugleich. Da tritt die schlaflose Mutter, aufgestört durch das Seufzen des Sohnes an sein Bett. Und es begibt sich Furchtbares. Oskar Baum scheint mir kein Possenreißer zu sein, sondern ein sehr wahrhaftiger Berichterstatter, der keine Lüge berichtet, als er von solchen abseitigen Ereignissen erzählt. Sie sind gewiß gegen das geschriebene Gesetz, sie sind gewiß wild, fremdartig und bedrückend. Aber wir sollen doch zuhören mit wehmütiger Gerechtigkeit. Nicht schelten und nicht fluchen!

So sind die Blinden doch ungewöhnliche Menschen? So ist das Schicksal des blinden Peters doch ein unerhörtes, fast grausiges Märchen? Ja, sagt der Peter. Aber das sollen nicht die vielen Menschen wissen. Die sollen wähnen, daß der Blinde im Leben einherschwimme, als wäre es ein großer, breiter Fluß, als wäre Peter nicht verdammt, an den Ufern zu nisten. Er erzählt von seinem „Uferdasein“ nur wenigen Freunden, solchen, die sich geübt haben, menschliche Dinge, auch die unverständlichen, bedachtsam und verehrungsvoll zu beschauen.

Nietzsches Epilog.

Von v. B.

Ecce Homo, ohne Autor und Verlag, ohne Versendung der üblichen Rezensionsexemplare an die Presse, Luxusausgabe für 20 Mark und bereits vergriffen — so erscheint jetzt, 20 Jahre nach seiner Niederschrift, Nietzsches letztes, kurz vor dem Ausbruch des Irrsinns entstandenes Buch. — „Warum ich so klug bin?“ — „Warum ich so gute Bücher schreibe?“ — „Warum ich ein Schicksal bin?“ usw. — so lauten die größenwahnsinnigen Kapitelüberschriften dieses Buches über sich selbst und über seine Bücher. Eine dröhnende Messias-Selbstreklame, eine aller Maßstäbe spottende Über-

hebung über den Rest der Menschheit, ein hemmungsloses Schimpfen auf Deutschland und das Christentum, daneben ein Dalailama-artiges Breittreten seines Menschlichen - Allzumenschlichen: seines Küchenzettels, seiner famosen Diät — kurz vor dem durch Chloralgenuß beschleunigten geistigen und körperlichen Zusammenbruch! Die Herausgeber seiner Schriften taten nach erfolgter Katastrophe in seinem Interesse das Beste, was sie tun konnten: sie zogen das bereits im Satz stehende Manuskript zurück. Dieses furchtbare document humain konnte seinem Schöpfer nur schaden . . . Heute, wo diese Befürchtung hinfällig ist, wo sich bereits unsere Schüler und Backfische ihre „zeitgemäße" Lebensweisheit aus Nietzsche herausklauben, bringt man es in der oben gekennzeichneten esoterischen Form heraus, mit einem Nachwort von Raoul Richter, voller Zugeständnisse über die Geisteskrankheit seines Verfassers. „Es hieße Nietzsche einen üblen Dienst erweisen," sagt er, „und es müßte das Lächeln jedes Mediziners erregen, wenn der hierdurch bedingte Einschlag verschwiegen oder verschleiert werden sollte." Sehr richtig heißt es weiter: „Nicht das Was, sondern das Wie, der Ton, die Dynamik der Äußerungen ist das Gebiet, auf dem die organische Erkrankung sich äußert." Die „Übersteigerungen", der „Ausfall der Hemmungen", die „ungesunden Auswüchse des Selbstbewußtseins", die große Relativität gerade des „unbedingt" Herausgeschmetterten, die Verzerrung der Perspektiven auf sein eignes Ich — dies alles wird vom Herausgeber selbst ohne Umschweife eingeräumt. So braucht also der kritische Beobachter nicht zu fürchten, sich zu kompromittieren, wenn er die Dinge beim rechten Namen nennt . . .

Nietzsche selbst freilich schulmeistert in seiner Vorrede ingrimmig „die Deutschen, die sich an ihm kompromittiert haben," indem sie ihn nicht gebührend anerkannten; ja er konstruiert sich aus dieser zeitweiligen Verkanntheit, die alsbald einer ebenso extremen Verhimmelung Platz machen sollte, flugs ein Ewigkeits-Richtmaß, um die Deutschen für alle Zeit zu verdammen und zu einer Art „Einkreisung" im Stil Delcassés gegen sie zu hetzen. Dabei versichert er treuherzig, er bekämpfe immer nur Sachen und Menschen, bei denen er nie schlechte persönliche Erfahrungen gemacht hätte. Dieser Selbstwiderspruch geht indessen noch weiter. Wozu der Grimm auf die Ursachen seiner „Unzeitgemäßheit," wenn seine ganze Philosophie doch auf dieser aufgebaut ist, sich mit ihr brüstet und nichts unversucht läßt, um seine Zeitgenossen zu brüskieren? In dieser Art aber ist das ganze Buch. Eine totkranke, verzweifelte Seele will sich und den anderen einreden, daß sie kraftstrotzend und überglücklich sei; ein „Desperado des Optimismus," wie ihn sein alter Freund Overbeck klug genannt hat, will seine pathologische Streitsucht, die den Grundsatz aufstellt, nur erfolgreiche Dinge anzugreifen und nur kompromittierende Schritte zu tun, für die überschüssige Lebenskraft einer „starken Natur" ausgeben, während sie doch nur zerstörungswütige A b h ä n g i g k e i t von ihrem Objekt — das Stigma aller Anarchisten — ist.

„Ich bin kein Mensch, ich bin D y n a m i t," hat er an anderer Stelle ehrlicher zugestanden. Die verrenkte Pose eines, der um jeden Preis groß sein w i l l, ein narzißhaftes Sich-Selbst-Bespiegeln, das aus jeder Nichtigkeit einen „Beweis" seiner Größe saugt, mit snobigen Hinweisen auf sein legendäres polnisches Edelblut und des Vaters Prinzenerzieherei, ein Herausschreien von Imperativen, ein Drauf-Los-Behaupten, möglichst schroff, damit der Leser ja nicht auf das Gegenteil schließt, ein unablässiges feierliches Selbstzitieren, ein „Beweisen" durch Metaphern, Wortspielereien und Auf-den-Kopf-Stellen landläufiger Redensarten, ein Verzerren der an sich logischen Probleme, und das alles vorgetragen mit dem keuchenden s t a c c a t o eines Atemlosen, Todmatten — das ist „E c c e H o m o"!

Daß ein solches Buch von Anomalien wimmelt, ist klar und wurde bereits gezeigt. Die Liste läßt sich ad infinitum erweitern. Man lese nur das widerspruchsvolle Gerede über R. Wagner, oder die Bekenntnisse altjüngferlicher Zimperlichkeit, als „Vornehmheit" ausgedeutet, neben der Prahlerei, daß er „der furchtbarste Mensch" sei, „mit maßloser Kraft zu vernichten" begabt; oder schließlich das Ausspielen von Buddhas Gebot der Feindesliebe gegen das „erbarmungswürdige" Christentum, dem er doch selbst — und hier nicht parodistisch — den Titel seines Buches entlehnt.

In diesem lyrischen Tam-Tam-Stil löst man keine Probleme mehr und gründet auch keine „neue Religion", sondern hypnotisiert nur sich selbst. Es ist ein bloß auf sich hörender Subjektivismus, ein Wahnsinn avant la lettre, der nur noch zum Selbstbetrug mit dem Begriffe der „Realität" hantiert, die er allein richtig erkannt hat, während der Rest der Menschheit an feigem und verlogenem „Idealismus" krankt. . . . Ein Buch, das den Philologen nicht mehr interessiert, umsomehr den Pathologen, dem es wertvolle Aufschlüsse über die Psyche des höheren Entarteten gibt. Durch die Maske des „dionysischen Gottes", die der Messias der Moderne sich hier vorhält, sehen wir stets den erbarmungswürdigen Leidensblick dessen, der unter der Dornenkrone seiner fixen Gedanken zusammenbricht — Siehe welch ein armer Mensch!

Mitteilung.

Die öffentliche Kunstsammlung in Basel, hat uns die Reproduktion der Hodlerschen Bilder „Die Schlacht bei Näfels" und „Die Landschaft am Genfer See" freundlich gestattet.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Adolf Träger, Wien X, Eugengasse 24. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Inseratenannahme durch den Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 76.

Von Hamburg nach Italien. Eine vorzügliche Gelegenheit, den sonnigen Süden zu besuchen und auf dem Wege dorthin einige der schönsten und interessantesten Punkte der Welt kennen zu lernen, bietet die von der Hamburg-Amerika-Linie am 7. Januar d. J. veranstaltete erste Fahrt nach dem Mittelmeer mit dem beliebten Doppelschrauben-Dampfer „Meteor". Aus dem uns vorliegenden Fahrplan sehen wir, daß Lissabon, Funchal auf Madeira, Las Palmas (Canarische Inseln), das in letzter Zeit so viel besprochene Tanger, Gibraltar — die eherne Feste Englands — Oran, Algier, Tunis, Palermo und Neapel besucht werden, um nach 26 Tagen die Reisenden am 2. Februar in Genua zu landen.

☞ Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der **Bellaria-Vertriebs-Gesellschaft m. b. H., Leipzig,** bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen. ☜

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 ¾-Liter-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von Mk. 25.— pro Kiste.